Nr. 50 — Leipzig, den 15. Dezember — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Zum Advent 3 — Abseits von der Heerstraße. Ein Wort über J. Pestalozzi — Schleiermachers patriotische Gesinnung und Wirksamkeit während der Napoleonischen Fremdherrschaft 1 — Was thun wir gegen die Sozialdemokratie? 3. Naumanns Liegnitzer Vortrag — Zahlen beweisen! Zur Lage der evangelischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen — Diaspora: Diasporakonferenz — Bücher und Schriften: Saul; Eine reich illustrierte Kirchengeschichte; Wider Thomas von Kempen; Koldes Lutherbiographie; Das Heidentum in der römischen Kirche; Stolberg; Die Polen in Danzig; Christliche Lebensbilder von Max Reichard; Einst und Jetzt; Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848—1871; Erzählungen für Jung und Alt; Kindergeschichten; Neue Christoterpe; Ein Buch über unsre Kaiserin; Die schönsten Choräle und Hymnen; Kirchliche Musik; Kleine Missionsschriften; Zwei gute Märchenbücher; Aus der Broschürenlitteratur — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Zum Advent

3

Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören; die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Matth. 11, 4—6

Der Herr hat einmal zu denen, die ihn suchten, gesprochen: „Ich bins" — und sie stürzten zu Boden. Dem Manne, der in Bethabara den Priestern und Leviten auf ihre Frage die unumwundne Antwort gegeben hatte: „Ich bin nicht Christus," würde es genügt haben, wenn der Herr ihm hätte sagen lassen: „Ich bins!" Das hätte hingereicht, ihn wieder vom Boden aufzurichten. Aber dem letzten der Propheten will Christus eine Antwort geben, die eines Propheten würdig ist, und weil einst Jesaja von dem Kommen des Messias geweissagt hatte, daß dann der Blinden Augen sollten aufgethan werden und der Tauben Ohr geöffnet, daß die Gefangnen sollten erledigt werden und den Elenden gepredigt, so sendet er ihm jene siebenfache große Botschaft, leuchtend wie der siebenarmige Leuchter im Heiligtum.

Und dieses Evangelium hat den Kerker Johannis helle gemacht und dem Gefangnen Freiheit und Frieden gegeben. Ob er auch sein Haupt dem Schwerte des Herodes beugen mußte, er ist doch einen Simeonstod gestorben. Und obwohl wir kein Wort aus seinem Munde mehr vernehmen: dieser Mann ohne Worte ist doch ein beredtes Zeugnis für die Herrlichkeit des Adventskönigs, ebenso beweglich in seinem stillen großen Scheiden, wie es die stille Wüstentotenfeier ist, mit der der Herr seinen Wüstenprediger geehrt hat. Denn also steht geschrieben, als die Johannesjünger den Tod ihres Meisters verkünden: „Da Jesus das hörte, wich er von dannen auf einem Schiff in eine Wüste allein."

Wir aber danksagen unserm Herrn für seine Adventsbotschaft. Wenn es uns auch genügt, aus diesem Munde voll Gnade und Wahrheit das Zeugnis zu hören: „Ich bins," so freuen wir uns doch auch, in den Zeichen, die er gethan hat, einen Beweis des Glaubens zu haben, dem selbst ein Nikodemus sich beugt mit dem Bekenntnisse: „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott kommen; denn niemand kann die Zeichen thun, die du thust."

Und wahrlich, wir können Größeres sehen, als Nikodemus sah. Wohl ist noch Blindheit genug in der Welt; aber vergleiche einmal, was die alte Welt wußte von Gott und Geist und Ewigkeit, und was uns an Wahrheit durch Christi Wort geschenkt ist! Nicht wahr: die Blinden sehen?

Auch noch Lahmheit genug. Und doch stelle einmal mit dem Laissez aller und der grauenvollen Barbarei der alten Welt gegenüber dem Elende den Eifer der christlichen Liebe zusammen! Nicht wahr: die Lahmen gehen?

Auch noch Aussatz genug! Aber auch welcher Ernst der Heiligung, welche Vertiefung der sittlichen Forderungen! Wie ganz anders die Maßstäbe für den Wert des Menschen! Wie viel höher das Ideal der Tugend! Nicht wahr: die Aussätzigen werden rein?

Gewiß, auch noch Taubheit genug! Und doch auch welch ein Lauschen auf die Stimme des Gewissens, welch ein Merken auf Gottes Wort, welch ein feines Gehör für des Nächsten Hilferuf! Nicht wahr: die Tauben hören?

Ja, auch noch Tod genug! Aber ein Blick auf die Heidenmission belehrt uns: die Toten stehen auf! und ein Blick auf die innere Mission: den Armen wird das Evangelium gepredigt! Ja, wenn ich nur dieses eine Wort hätte, das eine ganz neue Schätzung der Menschenseele, eine ganz andre Weltanschauung bedeutet, ich wüßte: Du bist es, der da kommen soll, und ich will keines andern warten.

Freilich der höchste Beweis des Glaubens ist auch dieses nicht. Das ist der Beweis des heiligen Geistes: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert!" Das aber muß erfahren werden. Und der du es erfahren hast in der Tiefe deiner Seele, du verstehst überhaupt erst recht der andern Zeichen Wundermacht. Du weißt es dann, wie deine Armut reich geworden ist durch sein Evangelium; wie das tote Gottesbild in dir auferstand; wie dein Aussatz schwand durch Christi Blut und Gerechtigkeit; wie Fuß und Hand sich regten zu Wegen und Werken der Liebe; wie dein Ohr sich aufthat für Gottes Stimme und dein Auge für seine Herrlichkeit, daß du nun die ganze Welt leuchten siehst von seiner Weisheit und seinem Erbarmen. Es ist dir, als müßten alle Menschen in das Bekenntnis ausbrechen: Er ist es, der da kommen soll, und wir wollen keines andern warten!

Ja, er ists!

Was große Männer, was begnadete Genien uns auch bringen könnten, sie können nicht hinaus über den Sohn des Höchsten. Es giebt kein helleres Licht als seine Wahrheit, keine mächtigere Kraft als seine Liebe, kein kräftigeres Reinigungs-

bad als sein Sakrament, keinen tröstlicheren Laut als sein liebes Wort, und kein lebendigeres Leben als sein ewiges Leben!

Wollen wir eines andern warten?

Nein, er ists! Hosianna dem Sohne Davids, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

Fa

Abseits von der Heerstraße

Ein Wort über J. Pestalozzi

Seit einigen Jahren ist J. Pestalozzi, Pächter der Domäne Haydau bei Altmorschen in Hessen, als kirchlicher Schriftsteller thätig, und mit seltner Freimütigkeit und Energie zieht er die das kirchliche Leben der Gegenwart bewegenden Fragen in den Kreis seiner Besprechung. Er scheint jedoch nicht die Beachtung zu finden, die ihm zu wünschen wäre. Die Christliche Welt darf an ihm um so weniger vorübergehn, als dieser Mann mit lauterm, treuem Herzen für die Not der Kirche ein „Laie" ist. Sie hat in ihrem ersten Jahrgange (1887, Nr. 11, S. 96) in den Artikeln „Kirchenideale und Kirchenreformen" auch seine einschlagenden Arbeiten und Vorschläge gebührend berücksichtigt. Unterdessen ist aus seiner Feder noch Bedeutenderes erschienen. Aus dem Jahre 1887 stammt sein größtes und unzweifelhaft tüchtigstes Werk: Antichristentum in alter und neuer Zeit (Leipzig, bei Grunow; 7 Mark). Seit dem Jahre 1888 giebt er sogar eine Monatsschrift heraus unter dem charakteristischen Titel: Eine Wächterstimme für die Gemeinde des wahren Christentums.

In dieser Wächterstimme führt ganz vornehmlich der Herausgeber das Wort. Wir finden darin von ihm biblisch-theologische Aufsätze, besonders aber polemische Artikel, in denen das Antichristentum, wo und wie es sich in der Kirche der Gegenwart findet, aufgedeckt wird. Pestalozzi will als Wächter ausschauen und ansagen, wenn Gefahren der Kirche drohen. Diese Gefahren sucht er nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kirche, da allemal das Antichristentum nur da ist, wo das Christentum ist. Wo mancher keinen antichristlichen Irrtum vermutet, sieht Pestalozzi ihrer erschreckend viele und große. Es ist eine ziemlich bunte Gesellschaft, in der die Wächterstimme antichristliche Züge wahrnimmt. Der Hofprediger Stöcker, die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung, der Reichsbote, die Hammersteinsche Bewegung, nicht minder der gegenwärtige Betrieb der innern Mission, der Evangelische Bund bekommen ihr Teil. Es wundert uns offen gestanden, daß Pestalozzi, wenn wir von seiner scharfen Kritik der Naumannschen Artikel über die Zukunft der innern Mission absehen, die Christliche Welt mit seinen Angriffen bisher verschont hat.*)

Wir wollen es jedoch gleich hier ausdrücklich aussprechen, daß es durchaus ehrliche und edle Motive sind, die Pestalozzi in den Kampf treiben. Er ist kein negativer Kritiker, vielmehr ist es ihm heiliger Ernst um die christliche Wahrheit; er fühlt sich wie ein Prophet des Alten Bundes berufen, das falsche Kirchentum aufzuspüren und vor Irrtum und Irrlehre zu warnen. Wenn Pestalozzi im elften Hefte seiner Wächterstimme ein christliches Schreiben an Seine Kaiserliche und Königliche Majestät Wilhelm II. richtet und darin bittet, „daß Seine Majestät solchen Ratgebern und Stimmen kein Gehör schenke, welche, ohne den übersichtlichen Einblick in die Entwicklung der Kirche zu haben und ohne in fester Glaubensgewißheit die Wege Gottes zu betreten, mit Menschenwitz glauben, Gottes Reich bauen zu können" — so ist es doch nicht Ueberhebung gewesen, die dem Verfasser dabei die Feder in die Hand gedrückt hat. Pestalozzi fühlt sich eben innerlich getrieben, für seine Ueberzeugung rücksichtslos einzutreten und ihr mit allen erlaubten Mitteln Geltung zu verschaffen. Wir glauben ihm aufs Wort, wenn er im ersten Hefte der Wächterstimme schreibt:

> Ich begann meine Arbeit im vollen Bewußtsein meiner sehr schwachen wissenschaftlichen Ausrüstung, aber gleichzeitig in der Ueberzeugung, daß ich aussprechen müsse, was in meinem Innern durch Gottes Geist zu einer lebendigen Gewißheit geworden war, und ich glaube, bis zur Stunde dieser Pflicht treu geblieben zu sein.

*) Vergl. das Nachwort der Redaktion. D H

Ein Nichttheologe, der mit einem so reichen Maße innrer Erfahrung und ernstem Wahrheitssinn und unter Aufwendung von viel Zeit und viel Geld zur Feder greift, ist eine leider so seltne Erscheinung in unsrer Kirche, daß er nicht so unbeachtet bleiben sollte, wie es der Fall zu sein scheint. Ich bin auch der Meinung, daß die von Pestalozzi Angegriffnen sich fragen sollten, ob ihnen nicht Wahrheiten, wenngleich bittere, gesagt werden. Was Pestalozzi rügt, rügt er ja nicht allein. Die „Christlichen Bedenken von einem Sorgenvollen"*) und die „Meletemata ecclesiastica,"**) Bücher, welche Auflagen über Auflagen erleben, halten dieselbe Richtung ein. Wie kommt es aber, daß Pestalozzis Arbeiten viel weniger gewürdigt werden? Ich vermute, daß die Schuld doch zumeist an dem Verfasser selbst liegt. Aus seinem „Antichristentum," einem frisch geschriebnen Werke aus einem Gusse, weiß man ja zur Genüge, warum der Verfasser mit dem kirchlichen Leben und Treiben unzufrieden ist. Wir halten es dem Laien zu gute, daß die geschichtlichen Partien des Buches den schwächsten Teil bilden. Aber wenn Pestalozzi ausführlicher wird, je näher er der Gegenwart kommt, und bereits in diesem Buche so viel Antichristentum bei Kliefoth, Stöcker, in dem Antrage Hammerstein, in der preußischen Kirchenpolitik, im Evangelischen Bunde findet, so fragen wir billigerweise: Wozu noch die Monatsschrift Wächterstimme mit den endlosen Variationen über dasselbe Thema? Wir möchten daher Pestalozzi bitten, in seinen Angriffen gegen das kirchliche Leben und Wesen der Gegenwart weniger breit zu sein. Dagegen wünschten wir mehr Prüfung und Bewährung seines Standpunktes an der Geschichte der Kirche. Pestalozzi sagt ja selbst (Antichristentum S. 33):

> Die Einwirkung der maßgebenden Persönlichkeiten müßte geschildert werden in der richtigen Beleuchtung ihrer Stellung zum wahren Christentum, unabhängig von den jeweiligen Zeitanschauungen. Es würde durch solche Arbeit konstatirt werden müssen, was jede Zeit an reformatorischen Gedanken produzirte und realisirte, und was sie zusetzte, um die allgemeine Verirrung und Verblendung, den Abfall vom wahren Christentum vermehren und fördern zu helfen.

Ich bin überzeugt, daß derartige kirchengeschichtliche Arbeiten nach solchen Grundsätzen mehr Nutzen schaffen würden, als die langatmigen und zuweilen eintönigen Ergüsse über die Gegenwart. Doch das nebenbei.

Wenn Pestalozzi nicht als aufklärerischer Kritiker, sondern als ernster Christ das moderne christliche Wesen scharf verurteilt, so haben wir vor allem eine Antwort auf die Frage zu geben: Welches ist das Christentum selbst, von dem Pestalozzi erfüllt ist? Was versteht er unter Antichristentum, und wie kommt er dazu, Gegnern, die doch auch positive Christen sein wollen, in schroffster Weise Antichristentum vorzuwerfen? Vom Christentum giebt nun Pestalozzi in der Wächterstimme (H. 1, S 6) folgende schöne Erklärung:

> Uns ist das Christentum, d. h. die durch Christum vollendete Offenbarung Gottes im weitesten Sinne, die göttliche Heilsordnung, vermittelst welcher die Menschheit, bezw. der in sie eintretende Mensch, der durch die Sünde aus dem ewigen, eine unendliche Seligkeit in sich schließenden Gottesreiche ausgestoßen ist, diesem wieder kann einverleibt werden.

Gegen diese Erklärung wird gewiß ebenso wenig etwas einzuwenden sein, als dagegen, wie Pestalozzi sich seine Aufgabe stellt. Er sagt nämlich:

> Einmal haben wir das Christentum selbst darzustellen als das objektive Heilmittel gegen den großen Schaden der Menschheit, und anderseits liegt uns ob, zu zeigen, wie der Mensch in subjektiver Aneignung dieses Heilmittels dieses selbst zu gebrauchen hat.

Wer hätte auch gegen dieses Programm etwas einzuwenden? Anderseits können wir aus diesem Programm noch nicht ersehn, warum Pestalozzi, wie er gleich darauf sagt, mit vielen herrschenden Lehren und Begriffen in Konflikt geraten muß. Aber wir lernen sofort das Besondre, das Pestalozzi eignet, kennen, wenn wir näher zusehn, auf welchen Wegen und durch welche Mittel nach ihm der Mensch zu Christus kommt und

*) Es liegt uns seit lange am Herzen, diese Schrift eingehend zu würdigen. D H

**) Vergl. Nr. 19, Sp. 397 d. Jahrg. D H

ein Glied der christlichen Gemeinschaft wird. Ein Wort aus dem „Antichristentum" (S. 30) soll uns die Antwort geben:

Für uns ist es eine feststehende Thatsache, daß das Grundübel der Kirche in dem Zurücktreten des Individuums hinter die Institution besteht, der Sieg der Objektivität hinter die Subjektivität. Die christliche Gemeinschaft, die Kirche oder die ecclesia hatte die Aufgabe, die durch den Prozeß der Wiedergeburt zu Gliedern des Gottesreiches gewordnen zu sammeln, damit sie sich gegenseitig förderten und andern zur Gewinnung derselben Wohlthat, die ihnen zu Teil geworden war, behilflich sein sollten.*)

Also daß die Menschen wiedergeboren und zur christlichen Gemeinde hinzugethan werden, das ist die Doppelaufgabe der Kirche. Zur Erfüllung dieser Aufgabe ist die Kirche von Gott ausgerüstet; denn sie hat die Offenbarung Gottes in seinem Worte und die sich stets erneuernde Offenbarung Gottes in der Gegenwart, wie Pestalozzi u. a. S. 367 sagt. So hat die Kirche nur das Prinzip, mit diesem Mittel auf das Individuum zu wirken, indem sie es durch die Verbindung mit einer höhern Lebenssphäre veredelt. Das ist der einzige Weg, auf dem das von der Kirche vertretne Prinzip in der menschlichen Gesellschaft, im organisirten Staate seinen Einfluß geltend machen kann. Die Kirche kann nur auf die Verhältnisse im großen wirken, wenn sie die die Gesellschaft bildenden einzelnen Menschen veredelt. Schlägt die Kirche einen andern Weg ein oder steckt sie sich ein andres Ziel, etwa die Beugung des natürlichen Menschen unter eine äußerliche Institution, so treibt sie Antichristentum; sie verliert das Bewußtsein von dem, was sie ist; sie lebt von einer Selbsttäuschung.

Und das behauptet Pestalozzi von der Kirche der Gegenwart. Hat sie früher mit der Staatsgewalt und Wissenschaft die Verhältnisse im großen beherrscht, so weist sie jetzt diese Bundesgenossen von sich und will nun allein durch eine festgegliederte Organisation die einzelnen Menschen unter ihr Joch beugen. Ja Pestalozzi sieht es schon voraus: geht die Kirche auf diesem Wege weiter, so wird der gegenwärtige Geist zu Maßnahmen geistiger Brutalität gedrängt; er muß in die Wege Roms einlenken; das Antichristentum kommt auch in der evangelischen Kirche zur Reife.

Weil augenscheinlich keine neuen Hilfsmittel zu entdecken sind, die die Kirche neu beleben, so ist das als Zeichen zu betrachten, daß wir in den letzten Zeiten leben. Ein chiliastischer Zug ist dem Pessimisten Pestalozzi eigen. Gewiß, wenn jemand so verzweifelt von der Gegenwart urteilt, so bleibt nichts andres übrig, als zu wünschen, daß dieser Aeon zu Ende gehe. Dazu muß auch die Offenbarung Johannis ihren Beweis liefern.

Das Tier mit den sieben Häuptern (Offenb. Joh. 13, 1) stellt uns ohne Zweifel die ganze Entwicklung des antichristlichen Prinzips vor Augen, wie es in den Organen menschlich-gesellschaftlicher Organisation zur Ausgestaltung kommt. (Wächterst. 12, S. 654.)

Weil nun mit dem Herannahen der letzten Zeiten die Verführung immer ärger wird, darum fühlt sich Pestalozzi berufen, das antichristliche Wesen, das den uns von Christus gegebnen Rettungsweg abweist, um so aufmerksamer zu verfolgen und zu bekämpfen. Dieser Rettungsweg selbst aber besteht darin, daß die Kirche auf das Individuum wirkt. Sie soll christliche Persönlichkeiten schaffen, die in ihrer bürgerlichen Stellung Zeugen dafür sind, was das Christentum aus dem Menschen macht. Sie soll ihre Anhänger lehren, sich in die Zeit zu schicken, aber soll die Zeit nicht ändern; sie soll die Menschen reformiren, aber nicht die Gesetze und Parlamente.

Hieraus wird es erklärlich sein, warum Pestalozzi mit der kirchlichen Gegenwart nicht zufrieden ist. Er findet Antichristentum in Rom: denn die Persönlichkeit wird zur Passivität und zur äußerlichen Gesetzlichkeit verurteilt durch die zur Institution entartete Kirche. Was Pestalozzi über die Hammersteinsche Bewegung sagt, ist ja schon früher in diesen Blättern erörtert worden (Jahrg. 1887, S. 98). Aber auch mit dem Evangelischen Bunde ist Pestalozzi nicht einverstanden; denn auch er treibt nicht Gotteswerk, sondern Menschenwerk. Gotteswerk fängt an mit dem Untergang unsers Selbst, und in all jenen Bestrebungen zeigt sich ein Geltendmachen unsers Selbst. Aktion nach außen genügt nicht. In Eisenach, auf der dritten Generalversammlung des Evangelischen Bundes, verteilte Pestalozzi eine dem Bunde gewidmete „Predigt aus dem 36. Katholikenkongreß an das deutsche Volk"; auch in dieser Schrift tönt als Caeterum censeo durch: nicht Demonstrationen und nicht Massen dürfen wir dem Papsttum entgegensetzen; schlichte, einfache Männer brauchen wir, die nicht mit hohen Worten um sich werfen. Was die innere Mission anbelangt, so giebt Pestalozzi zu, daß auf dem Gebiete der helfenden und rettenden Menschenliebe das Organisiren am Platze ist, während es auf dem Gebiete religiös erweckender Thätigkeit vom Uebel ist (Wächterstimme 1, S. 9). Trotzdem macht Pestalozzi in den gegen Pastor Naumann gerichteten Artikeln der heutigen innern Mission den Vorwurf, indem diese das Volk nach seinen besondern Berufs- und Altersgruppen sammle, nehme sie die Trennung des Volkes in Atome vor, während alle Volkswohlfahrt sich nur auf der Familie und ihrer Erweiterung zur Gemeinde aufbauen kann. Wenn die innere Mission sich an bestimmte Berufskreise wendet, fängt sie bei der Peripherie an und verliert mit dem Verlassen der auf den Zentralpunkt hinwirkenden Predigt den Boden unter den Füßen. Ja Pestalozzi erhebt den schweren Vorwurf: Kirche und innere Mission finden sich heute einer Arbeit gegenübergestellt, deren Lösung bei ihrem gegenwärtigen Glaubensstandpunkte und den in ihnen wirkenden Geisteskräften unmöglich ist. Im Kampfe gegen die Finsternis werden sie den Kürzesten ziehen, wenn sie nicht zur Besinnung kommen und erkennen, daß ihnen das notwendige Maß der Geisteskraft mangelt. Die gegenwärtige innere Mission zersplittert ihre Kräfte in Einzelkämpfe, weil sie den Feind überall erblickt, nur da jedoch nicht, wo er am meisten Unheil anrichtet, nämlich im eignen Innern des Menschen.

Wir wollen nicht ausführen, warum Pestalozzi mit dem offiziellen Kirchentum herzlich unzufrieden und auf die evangelischen Geistlichen schlecht zu sprechen ist. Wir haben zu fragen: Ist Pestalozzi mit seiner herben Kritik im Rechte? Es würde sehr falsch sein, mit einem bloßen Ja oder Nein zu antworten. Es haben ja jeder Stand und jede Zeit ihre besondern Gefahren. Auch die Arbeit der Kirche kann auf Irrwege geraten, die sich zur Rechten und zur Linken aufthun. Wer wollte leugnen, daß bei den heutigen Verfassungskämpfen, bei dem Streben nach Verbesserung der Kirche als Institution das Ziel aller Arbeit, das doch nur Verchristlichung der einzelnen Menschenseelen sein kann, leicht außer acht gelassen wird und man sich mit einer Verkirchlichung der Massen zufrieden giebt. Oder man arbeitet in der innern Mission und im Evangelischen Bunde an der Peripherie und meint, der Schaden sei gehoben, wenn die schlimmsten Auswüchse dieses oder jenes sittlichen oder kirchlichen Notstandes beseitigt seien. Bedeuten denn nicht Pestalozzis Auslassungen eine notwendige Reaktion gegen solche gewiß vorhandne Gefahren? Aus diesem Grunde behaupten wir, daß die Kritik dieses ehrenwerten, gottesfürchtigen Mannes nicht schlankweg ignorirt werden sollte. Anderseits aber sagen wir: Pestalozzi geht zu weit, ja er schüttet das Kind mit dem Bade aus. Erwarten andre zu viel von der richtigen Organisation, von der Gestaltung der äußern Kirche, so glaubt Pestalozzi auf diese Fragen gar kein Gewicht legen zu sollen. Aber es geht doch nicht an, das Kleid, das die Gemeinde des Herrn in dieser Welt trägt, für etwas Gleichgiltiges zu halten. Nicht minder behaupten wir, daß in unsrer Zeit auch auf religiös sittlichem Gebiete Arbeitsteilung und Organisation nötig sind. Auch Arbeit an der Peripherie ist nötig, ich meine geringe, mehr äußerliche Arbeit. Nur daß dabei die Richtung auf das Zentrum hin innegehalten werde, daß z. B. in der reich gegliederten innern Mission auch bei der geringsten, unscheinbarsten Arbeit als letztes Ziel die Schaffung gläubiger Christenseelen festgehalten werde. Oder nehmen wir den Evangelischen Bund. Wenn dieser die einzelnen Früchte, die das gegenwärtige römische Kirchenwesen zeitigt, an das Licht bringt und das evangelische Volk damit bekannt macht, soll das wirklich vergebliche Arbeit sein? Wird nicht das Antichristentum an den Früchten

*) Es ist rührend, mit welcher Energie Pestalozzi der verschiednen Kirchenbegriffe Herr zu werden sucht. Wirklich gehören sie mit zu den Uebeln, von denen uns Gott erlösen wolle! Sie richten unsagbare Verwirrung an. D H

erkannt? Gewiß, wenn derartige Arbeit Selbstzweck wäre, so wäre sie unberechtigt. Ich dächte jedoch, der Evangelische Bund hätte bisher sattsam bewiesen, daß alle solche Arbeit nur Mittel zu einem höhern Zweck ist, nämlich daß unter Warnung vor dem römischen Sauerteige die evangelischen Christen umso williger festhalten an dem evangelischen Glauben.

Fassen wir zusammen: Wenn Pestalozzi auf Gefahren aufmerksam macht, die dem modernen christlichen Wesen drohen, so haben wir ihm dieses zu danken. Wenn wir nun aber fragen, wie diese Gefahren beseitigt werden, so läßt uns Pestalozzi ohne Antwort. Wenn er noch so oft sagt: Wir brauchen christliche Personen, einfache, schlichte Männer, so sind damit diese noch nicht geschaffen. Gewiß, die rechten Personen werden uns von Gott gegeben. Aber unterdessen sind wir nicht berechtigt, müßig zu sein. Wir sollen auch das geringe Pfund, das Gott uns anvertraut, nicht in das Schweißtuch hüllen, sondern durch Arbeit an der Peripherie, im Anschluß an eine Organisation mit kleiner Kraft das Unsre schaffen, dabei aber beten und wachen, daß wir den höchsten Zweck nicht aus den Augen verlieren.

„Abseits von der Heerstraße!" so haben wir mit Vorbedacht diesen Artikel überschrieben. Pestalozzi wandelt wirklich einsame Wege, und „die Gemeinde des wahren Christentums" dürfte nicht groß sein. Fühlt sich aber Pestalozzi berufen, falsches Kirchentum aufzudecken und dem Antichristentum in unsrer Zeit nachzuspüren, so ist es uns wohl erlaubt, auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, die ihm selber droht. Pestalozzi weist es ja entschieden ab, aus der Kirche, d. h. der Landeskirche, auszutreten und eine besondre Gemeinschaft zu gründen. Aber ich fürchte doch, daß er bei seinem scharfen Gegensatz zur gegenwärtigen Gestalt der Kirche und zu dem modernen christlichen Wesen Gefahr läuft, die Gemeinde des wahren Christentums in einem Häuflein wiedergeborner Christen, d. i. in der Sekte zu suchen. Wir wünschen wahrlich nicht, daß diese bedeutende Kraft in einer Sekte sich verblutet; aber darum ist das unser Wunsch für Pestalozzi, daß er die Arbeitsteilung, die Einzelkämpfe, das Wirken an der Peripherie nicht verachte, sondern in der gegenwärtigen Gestalt der Kirchen, in den gegenwärtigen Organisationen und Vereinen, die immer unvollkommne sein werden, mitthue und mitschaffe, damit viele Seelen zur Gemeinschaft Christi hinzugethan werden. P B

Nachwort des Herausgebers. Auf meine ausdrückliche Bitte hat der Herr Verfasser vorstehenden Aufsatzes seine Beurteilung Pestalozzis abgeschlossen, ohne von der „Mahnung" Kenntnis zu nehmen, die das Oktoberheft seiner Wächterstimme gegen die Christliche Welt gerichtet hat. Der Artikel betitelt sich: „Die Gottheit Christi. Ein Wort der Mahnung an die Christliche Welt" — und behandelt die ebenso überschriebnen Artikel in unserm Blatt Nr. 26—30 d. Jahrg. Inzwischen hat Pestalozzi sich aufs neue mit starken Worten und Sachen gegen uns gewandt in einer Broschüre: Was hat das deutsche Volk vom Evangelischen Bunde zu hoffen, zu befürchten und zu fordern? (Bonn, Schergens, 1889; 40 S. Auch im Novemberheft der Wächterstimme.) Ich gestehe, daß mir die Lesung beider Kundgebungen weit mehr Freude als Schmerz bereitet hat. Denn wie viel Böses ich über unser Blatt und einzelne Worte darin schon habe lesen müssen, so doch kaum je etwas, das so von unmittelbarem Gewissensernst getragen wäre. Sonst hatte ich gemeinhin den Eindruck, man verurteilt uns, weil wir uns dem Parteiprogramm nicht unterwerfen, und giebt sich nicht einmal die Mühe, uns richtig kennen zu lernen und zu verstehn. Ueber mangelndes Verständnis muß ich mich nun zwar auch Pestalozzi gegenüber beklagen, aber ich versichere ihm aufrichtig, daß ich ihn mir als getreuen Eckart herzlich gern gefallen lassen will. Unendlich vieles, was er sagt, trifft mit meiner und meiner Freunde Ueberzeugungen und Forderungen zusammen, so wenn er von der Notwendigkeit persönlichen, „subjektiven" Christentums, von der Schuld der Kirchen, von der Hilfe, die aus dem Laienstande kommen muß (freilich warum denn gerade als Wortverkündigung?!), von Glauben und Buße, von Sünde und Gnade redet; selbst seinen Begriff vom Antichristentum halte ich für richtig und dessen Geltendmachung für durchaus zeitgemäß, heilsam und notwendig. Ich meine, daß sind doch für Pestalozzi die Hauptsachen. Freilich verficht er nun gewisse Wunderlichkeiten und Einfälle mit der gleichen Hartnäckigkeit und mit der gleichen Gewissensüberzeugung wie jene Wahrheiten. Er bewegt sich da in einer verhängnisvollen Selbsttäuschung. Indem er auf die Theologen schilt, ist er selbst schon zu sehr Theologe geworden, und in dem Maße entfernt er sich von dem Berufe, uns ein rechter Laienprediger zu werden, eifert vielmehr, uns seine Theologie aufzudrängen! Natürlich hat er dafür auch seine theologischen Lehrer gehabt: sie heißen vermutlich Beck und Baumgarten. Und wenn er nun von seiner theologischen Einsicht geleitet den Boden christlicher Herzenserfahrung verläßt, gerät er in Gefahr, uns ein neues Joch aufzulegen, so schwer als nur je ein Theologe den Gläubigen eins aufgelegt hat. Dabei merkt man leider, daß seine theologischen Studien trotz dem heiligen Ernst, mit dem der schon bejahrte Mann sich darauf geworfen hat, doch nur unzureichende haben sein können. Ein tieferes Durcharbeiten der Kirchen- und Dogmengeschichte würde ihn vor manchem falschen Urteil und mancher vermeintlich aus dem heiligen Geiste geschöpften Behauptung hüten. Gewiß richtet der geistliche Mensch alles; aber wer will die verwickelten Zustände der kirchlichen Gegenwart, die Männer und die Bestrebungen billig würdigen, der nicht fortwährend die Lehrmeisterin Geschichte (und zwar bis in die ältesten Tage der Kirche hinauf) ernstlich zu Rate zieht? So thut Pestalozzi mit seinem Blick für das Antichristliche den darin Angeklagten gewiß in weitem Maße Unrecht. Es baut wohl einer auch Heu und Stoppeln auf den rechten Grund und wird doch seines Glaubens leben. Pestalozzi predigt mit herzdurchdringender Kraft das Eine, was not thut: daß wir den heiligen Geist empfangen, neue Menschen werden, das Christentum inwendig im Herzen haben. Er verliert darüber den Blick für die Fülle mannigfacher Thätigkeit, in der christlicher Trieb sich zu schaffen macht, und vergißt zuweilen die Fehlbarkeit, die uns beim Handeln aus treuen und heiligen Beweggründen doch oft bittre Streiche spielt. Wenn er aber unser ganzes Kirchenwesen, das auch wir wahrlich nicht überschätzen, gar so schroff verurteilt: sollte es ihm da nicht gehn wie manchem andern, der nach langer christus- und kirchenfremder Lebenszeit in reifem Alter durch starke innerliche Kämpfe hindurch gläubig wird und nun, plötzlich ein Christ, meint, es habe bis dahin überhaupt noch kein wahres, lebendiges Christentum gegeben, wenigstens bei der „Kirche" nicht?

Möge doch Pestalozzi das Amt des Zeugnisses mit allem Ernst und Eifer führen, zu dem er sich berufen fühlt, doch auch nicht ablassen, um die Gabe des Verständnisses für Andersmeinende und Andersgeführte zu bitten. Wenn er uns in dem ersten Artikel beschuldigt, wir lehrten die Selbsterlösung der Menschheit, im andern, wir verträten das Recht der Majorisirung in Glaubenssachen, so sind das tolle Unterstellungen, die zu widerlegen ich mich in keine lange Auseinandersetzung einlassen kann. Daß wir doch manches von dem Treugesinnten gern annehmen, auf gewisse Vorhalte auch gern antworten wollen, davon wird sich ja Pestalozzi überzeugen können, wenn er unserm Blatte weiter seine Aufmerksamkeit schenkt. Und wenn er wieder gegen uns schreibt, wie er ankündigt noch des öftern thun zu wollen, so werden wir nicht ermüden, seine Mahnungen zu Herzen zu nehmen. Ich könnte es nur bedauern, wenn seine „Wächterstimme," wie er in Aussicht stellt, wegen Mangel an Teilnahme zu erscheinen aufhörte. Aber gegenüber ihrem Zeugnis wider uns haben wir, Gott sei Dank, ein andres in unserm Gewissen, das, von dem der Apostel Röm. 8, 16 redet. R

Schleiermachers patriotische Gesinnung und Wirksamkeit während der Napoleonischen Fremdherrschaft

1

Während seiner Adjunktur in Landsberg (1794—1796) hatte Schleiermacher zum ersten Male Gelegenheit, als politischer Prediger aufzutreten. Am fünften April 1795 hatte Preußen mit der französischen Republik den Sonderfrieden zu Basel ge-

schlossen. Hardenberg glaubte auf diese Weise Preußens Sicherheit, Vorteil und Ehre gewahrt. Wie schmachvoll die geheimen Artikel des Vertrages waren, der Frankreich im Süden und Westen Deutschlands und bis zum Rhein freie Hand ließ, Oesterreich auf den Osten beschränkte, für Preußen aber Norddeutschland, namentlich Hannover garantirte, das wußte Schleiermacher natürlich damals nicht; immerhin war es schwer, zur Feier des Friedens zu predigen. Der Text, Psalm 100, 4—5, gab dem Redner Veranlassung, von der Schuld des innigen Dankes gegen Gott wegen des wiedergeschenkten Friedens zu sprechen. Nach einer kurzen Uebersicht über die Vorteile des Friedens für Deutschland und auch für das unglückliche Frankreich giebt er die Ursachen an, durch die der Friede zurückgeführt ist: da wird zuerst genannt das unbeständige Kriegsglück, dann die unerwartete Veränderung in Frankreich, der schnelle Sturz derer, die einen furchtbaren, von den Leichen vieler tausend ermordeter Bürger gehaltenen Thron auf den Trümmern des allgemeinen Wohlstandes erbaut hatten. All dieser Wechsel des Glückes und der Kampf der Parteien wird auf die unwandelbaren Gesetze der menschlichen Natur als Hauptgrund zurückgeführt. Auf Sieg folgt Trotz, auf Trotz Uebermut, auf Uebermut Sorglosigkeit, und so entsteht der Verlust. Das wahrhaft Gute ausgenommen, hebt sich alles in der Welt zu einer gewissen Höhe, um dann auch ebenso gewaltig in seine Nichtigkeit zurückzusinken. Als jene blutdürstige, boshafte Rotte den höchsten Gipfel erreicht hatte, da dehnte sich plötzlich die zurückgedrängte Kraft der Vernunft und der Gerechtigkeit wieder aus und that ihr das wohlverdiente Recht an. Der Prediger fragt:

> Wer verkennt den weisen Finger dessen, der von jeher selbst die Irrtümer und Leidenschaften der Menschen seinem Willen dienstbar zu machen wußte? Er ist es, dessen Gnade und Wahrheit ewig währet.

Zum Schlusse werden die Zuhörer gemahnt, Gott Dank und Anbetung zu bringen ob der Weisheit des Königs, aber in rechter Art, mit der That, durch einen Wandel nach den Geboten des Herrn.

Etwa achtzehn Monate später siedelte Schleiermacher auf längre Zeit nach Berlin über, um das Amt eines Predigers an der Charité zu übernehmen. Die sittlichen Zustände in der damaligen, von der Aufklärungsphilosophie und Litteratur beherrschten preußischen Hauptstadt waren höchst betrübend. Schleiermacher schloß sich den Bestrebungen der Kreise an, die in Goethe ihren Meister sahen, und machte es sich zur besondern Aufgabe, den Menschen, die in sittlicher Erschlaffung sich von den höchsten geistigen Gütern abgewandt hatten, mit schonungsloser Schärfe die Scheingüter in ihrer trügerischen Nichtigkeit darzustellen und in erster Linie den Gebildeten unter den Verächtern der Religion das Höchste zu verkündigen. Zunächst veröffentlichte er in dem Athenäum, der ersten Zeitschrift der Romantiker, Rhapsodien, „unmittelbare Ergüsse seines innersten sittlichen Lebens, in denen er den großen Wurf in unaufhaltsamem Strome hatte.“ In zusammenhängender Gestalt treten uns die sittlichen Anschauungen Schleiermachers entgegen in den Monologen, die ein Jahr nach den Reden über die Religion erschienen, an der Wende des Jahrhunderts diesem gleichsam seine Aufgabe hinstellten; das Geleit gab ihnen Fichtes Schrift über die Bestimmung des Menschen. Tief beklagt er es dort, daß seine Zeitgenossen so wenig Sinn haben für das höhere geistige Leben:

> Darum darf noch keine heitere Gemeinschaft gedeihen, kein freies, offnes Leben; darum wohnen sie wunderlich, fast klostermäßig gesondert in kleinen dumpfen Zellen, neben einander mehr als mit einander; darum scheuen sie jeden großen Verein, nur einen elenden Schein davon zusammensetzend aus vielen kleinen; und wie das Vaterland lächerlich zerstückelt ist, so auch jede einzelne Gesellschaft wieder.

Unter solchen Verhältnissen kann der Staat nicht gedeihen, es fehlt das Bewußtsein, das jeder haben sollte, ein Teil zu sein von des Vaterlandes Vernunft und Phantasie und Stärke.

> Wo ist die Liebe, fragt Schleiermacher dann, zu diesem höhern selbstgeschaffnen Dasein, die lieber das enge persönliche Bewußtsein opfern als jenes verlieren will, die lieber das Leben wagt, als daß das Vaterland gemordet wird? .. So fern ist dieses Geschlecht von jeder Ahnung, was die höchste Entwicklung des Daseins wohl bedeuten mag, daß alle glauben, der sei der beste Staat, den man am wenigsten empfindet und der auch das Bedürfnis, daß er da sein müsse, am wenigsten empfinden läßt. . . . Der Mensch von heute sucht und findet in Freundschaft, Ehe und Vaterland nicht, wie er sollte, Hilfe und Ergänzung der Kraft zur eignen Bildung, nicht Gewinn an neuem innerm Leben.

Mögen wir an den angeführten Aeußerungen Schleiermachers hie und da etwas auszusetzen haben, in der damaligen Zeit wirkten sie gewaltig; sie griffen in das Leben ein, zuerst in sehr engen, dann in immer weitern Kreisen. Manchen Freund haben sie dem trefflichen Manne gewonnen; froh schreibt er im Jahre 1805:

> Wie viel habe ich dem glücklichen Instinkt schon zu danken, der mir diese Darstellung herauslockte; es mehrt sich der Segen noch immer!

Im Jahre 1802 vertauschte Schleiermacher Berlin mit Stolpe; aber schon nach zwei Jahren wurde er als Professor nach Halle berufen. Es dauerte nicht lange, so brach über diese Universität wie über den ganzen preußischen Staat das schwere Unglück herein, das nahezu einer Vernichtung gleichkam. Schleiermacher sah inmitten des Vaterlandes den fremden Tyrannen, vor dem sein König im fernen Osten eine Zufluchtsstätte suchen mußte. Seinem heiligen Zorne gab er da in mannhaften Worten Ausdruck, nicht minder aber seiner Ergebenheit gegen den schwergeprüften Vater des Vaterlandes. Gerade damals wurde ihm eine Predigerstelle in Bremen angeboten; er schlug sie aus:

> Denn so lange noch ein Schatten von Hoffnung war für das Bestehen der Universität auf dem bisherigen Fuße, wollte er sich auf nichts andres einlassen und ungerner als je sich jetzt von dem Könige trennen, dem er eine herzliche Sehnsucht hatte ein tröstliches, ermunterndes Wort zu sagen in dem Unglück, das wahrlich nicht durch seine Sünden über ihn und seine Unterthanen gekommen war.

Aus Ergebenheit gegen den „guten“ König wollte Schleiermacher also die preußische Monarchie nicht verlassen, ebenso sehr aber auch darum, weil er nicht pflichtvergessen erscheinen wollte, und weil er einen hohen Begriff von der Bedeutung seiner akademischen Wirksamkeit hatte.

> Müßte der König, schreibt er, einen unglücklichen Frieden machen und behielte Halle, bei einer bedeutenden Verminderung seines übrigen Gebietes, so würde ohnedies mancher lieber gehen als bleiben, und ich will dieses schlechte Beispiel nicht geben. Mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst später aufgehen wird, aber die um so sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein.

Offenbar haßte Napoleon Halle sehr; um so mehr wollte Schleiermacher der Universität Treue halten. Nur so hoffte er auch dem Schlage begegnen zu können, den er von dem katholischen Kaiser gegen den Protestantismus besorgte. Schon in den Reden über die Religion hatte er diese Befürchtung ausgesprochen, weil „Napoleon im protestantischen Deutschland auf eine ganz andre Art verfuhr als im katholischen“, und weil „ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß unsre religiöse Gesinnung und unsre politische wesentlich zusammenhingen.“ Eine merkwürdige Bestätigung finden diese Worte und andre, in denen Schleiermacher von dem Hasse des französischen Kaisers gegen den Protestantismus und die Spekulation spricht, in einem Briefe von Gaß, der im Juni 1807 von katholischen Geistlichen Mitteilungen macht, die sich in Hinterpommern sehen ließen und von dem alldurchschauenden Auge des Siegers predigten, und was noch kommen werde. Daß es wissenschaftliche und religiöse Märtyrer in jener Zeit geben werde, davon war Schleiermacher überzeugt, ebenso bereit war er aber auch, sich unter diese zu stellen und alles aufzuopfern. Tief bedauerte er, nicht Weib und Kind zu haben, damit er für diesen Fall keinem nachstehen dürfte; und als die Zeit nahte, daß er sich mit Henriette von Willich verbinden sollte, und die Not des Vaterlandes groß war, da schrieb er an die Braut:

> Irdischer Dinge wegen soll unser Einzug [in das gemeinsame Haus] nicht weniger fröhlich sein, das leidet unser reiner Sinn nicht.

Auf alle Genüsse des Lebens verzichtete er, wenn es des Vaterlandes Bestes galt; in einem Briefe schreibt er, so lange er Kartoffeln und Salz in Halle auftreiben könne, wolle er dort das Schicksal Deutschlands abwarten. Solche Gesinnung verlangte er von allen; jeden mahnte er, alles zu tragen bis zum äußersten; groß sei die Schuld, die der Einzelne und

das ganze Volk auf sich geladen habe, groß seien die Schäden, an denen das Vaterland kranke, viel zusammengeflicktes und unhaltbares Wesen sei in der preußischen Monarchie vor ihrem Zusammensturze gewesen: darum müßten aber alle den Becher der Leiden ganz leeren, nur dann sei etwas Gutes, eine Auferstehung des Vaterlandes zu hoffen. Mit der Aufopferungsfähigkeit, das sehen wir in diesen Worten, war bei Schleiermacher Unerschrockenheit verbunden, die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie am Ende nicht gerne gehört wurde. Auch in der Folgezeit bewies er sie, wenn er Schäden in der Verwaltung des Staates und Verkehrtheiten in den Maßregeln zur Rettung des Vaterlandes bemerkte. Beiläufig mag bemerkt werden, daß er über den russischen Kaiser und sein Verhalten bei dem Abschlusse des Tilsiter Friedens ein herbes Urteil fällt, wenn er diesen Vertrag einen von seiten Preußens unverschuldeten nennt und dann schreibt:

> Kindischer als dieser göttergleiche Alexander (Ἀλέξανδρος θεοειδής), zumal seit er in dem Boot auf dem Niemen gewiegt worden, ist wohl nichts.

Mehr aber als alles andre betrübte ihn die Entlassung des Ministers von Stein, auf dem allein die Rettung des Vaterlandes zu beruhen schien. Am 24. November 1808 hatte sich der König, gedrängt von den Feinden seines treuesten Beraters, entschlossen, diesem seinen Abschied zu geben. Da schrieb Schleiermacher am 15. Dezember an seine Braut:

> Unser guter König hat sich überraschen lassen von einer elenden Partei und sich zu einem Schritt verführen, der alles aus dem sichern Gang, in den es eingeleitet war, wieder herausbringt.

Eins beruhigte ihn bei alledem zunächst noch, daß wenigstens in dem Sinne und Geiste des durch eine „elende Intrigue“ Gestürzten weiter gearbeitet wurde; aber auch dieses Trostes konnte er sich nicht immer erfreuen. Im Juli 1811 entschloß er sich zu einem Briefe an Stein und bat ihn, auf seiner Hut zu sein gegen die, welche jetzt an der Spitze der Administration stünden und die dem Scheine nach dessen Einsichten benutzten, in der That aber nichts thäten, als am rechten Orte sich seines Vertrauens und seiner Beistimmung rühmen, damit ihr Kredit steige, und hinterrücks alles anwendeten, um sein Andenken zu beschmutzen. Als endlich mit Beginn des Jahres 1813 sich die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde zu erfüllen schienen, da wurde Schleiermacher nicht müde, so viel an ihm war, zu raschem Handeln zu treiben, da ging es ihm überall zu langsam, und gar oft gab er seiner Besorgnis Ausdruck, die „herrschende herrliche Stimmung möchte schließlich wieder verfliegen“ und das Ende schlimmer werden als der Anfang.

R—n

Was thun wir gegen die Sozialdemokratie?

3. Naumanns Liegnitzer Vortrag*)

Was wir im vorigen Abschnitte nicht konnten, ist uns hier im vollsten Umfange möglich: dieser jüngsten Veröffentlichung Naumanns können wir rückhaltlos und freudig zustimmen. Sie gehört zu den Schriften, die man am liebsten gar nicht besprechen, sondern einfach abdrucken möchte. Da ist kein Wort zu viel, und jeder Satz hat seinen vollen Gehalt und seine Wahrheit. Ihr Inhalt bedeutet eine Schwenkung Naumanns: auch er stellt sich darin auf den von uns vertretnen Standpunkt. Sein Arbeiterkatechismus versuchte auf die allgemeine Frage Antwort zu geben: Was thun wir gegen die Sozialdemokratie? In seiner Broschüre beschränkt er sich auf das ethisch-religiöse Gebiet; er fragt nur noch: Was thun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie? Wie retten wir Christenseelen aus der ungeheuern Gewalt des Unglaubens, die in dem Worte Sozialdemokratie beschlossen liegt? Alle wirtschaftlichen Erörterungen sind unterlassen:

*) Was thun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie? Vortrag, gehalten bei der Generalversammlung des schlesischen Provinzialvereins für innere Mission in Liegnitz von Fr. Naumann, Pastor in Langenberg. Herausgegeben vom Evangelischen Preßverein in Schlesien. Leipzig 1889, Georg Böhme Nachfolger; Preis 40 Pfg.

> Vom Glauben an das Reich Gottes aus können wir allein zu einer christlichen Kritik der Sozialdemokratie gelangen. Der Gegensatz muß so innerlich und tief als möglich gefaßt werden, wenn wir selber festbleiben wollen. Für Gemüter, die nur Teile des Glaubens sich gerettet haben, ohne im Zentrum zu stehen, in dem in Jesu Christo erschienenen Reiche Gottes, ist die Sozialdemokratie, sobald sie wirklich erkannt wird, zu stark. Als Christen also und nicht anders wollen wir jetzt die . . . Elemente der Sozialdemokratie prüfen.

Das allein ist das Richtige. Nur vom Mittelpunkte des evangelischen Christentums aus ist der Sozialdemokratismus von heute mit Aussicht auf Erfolg zu fassen. Eben jetzt, wo trotz großen sozialreformerischen Anstrengungen der Reichsregierung und einzelner gemeinnütziger Kreise die sozialdemokratische Partei nur immer wächst, zeigt sich mehr und mehr, daß der Sozialdemokratismus eben nicht mehr bloß und nicht mehr in erster Linie ein neues wirtschaftliches System oder eine radikale politische Partei, sondern seinem innersten Wesen nach widerchristliche Weltanschauung, Geistesmacht ist, die im Fluge Herzen, besonders evangelische Herzen erobert. Denn — eine bedenkliche Erscheinung — die eigentliche Heimat der Sozialdemokratie ist das Gebiet der evangelischen Kirche:

> Während der Prozentsatz der Sozialdemokraten in überwiegend katholischen Gegenden 2,5 Prozent beträgt, ist er in überwiegend evangelischen Landesteilen 16,1 Prozent. Darum hat gerade unsre evangelische Christenheit allen Grund, über dieses Wachstum nachzusinnen.

Es ist ein Vorzug Naumanns, daß er die eigentliche Gefahr des Sozialdemokratismus gerade in seiner geistigen Bedeutung findet; er bleibt dadurch vor dem Fehler bewahrt, ihn zu unterschätzen, eben weil er ihn als durch und durch geistige Größe begreift und nicht nur das Schlechte, sondern auch das viele relativ Gute an ihm sieht. Es bedeutet einen großen Fortschritt, daß der preußische Minister des Innern bei der jüngsten Debatte über das Sozialistengesetz ebenfalls wesentlich dieselbe Charakteristik des Sozialdemokratismus abgegeben hat:

> Die Sozialdemokratie ist eine geistige Macht, die man nicht durch mechanische Mittel aus der Welt schaffen kann. Sie muß geistig überwunden werden durch Zusammenwirken von Staat, Gemeinde, Kirche, Gesellschaft und Schule, durch die Förderung der wirtschaftlichen Wohlfahrt der arbeitenden Klassen. So viel auch geschehn ist durch die freie Liebesthätigkeit der Einzelnen und der Genossenschaften, durch die gemeinnützigen Anstalten in Kreisen und Gemeinden, durch die segensreiche Wirksamkeit in Kirche und Schule, durch die Sozialreform in Staat und Reich, so viel bleibt noch zu thun übrig. Die Aufgabe des Sozialistengesetzes ist es nur, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche böser Wille der Thätigkeit aller Einzelnen und der Gesetzgebung entgegenstellt.

Nach Naumann ruht nun die geistige Macht des Sozialdemokratismus in einem Vierfachen. Er ist der Anwalt des gesamten verschuldeten und unverschuldeten modernen Elends und der siegreiche Verfechter einer ganzen Reihe praktischer wirtschaftlicher und politischer Forderungen; er bietet das Ideal einer schönen, ungetrübten Zukunft des Menschengeschlechts, eines neuen goldnen Zeitalters; er ist das mit dem ganzen Begriffsapparate der modernen philosophischen Wissenschaft ausgebaute System des auf die Spitze getriebnen Materialismus; und er ist die verkörperte Opposition um jeden Preis.

Von besonderm Interesse und auch in diesem Blatte noch nicht berührt, darum genauern Eingehens wert, ist die Frage, die Naumann am Schlusse seiner glänzenden Charakteristik des Sozialdemokratismus aufwirft, „ob die eben nach ihren vier Elementen geschilderte Bewegung eine einheitliche ist oder nicht?“ Naumann antwortet, unsers Erachtens wieder mit vollstem Rechte:

> Es ist meine feste Ueberzeugung, daß trotz allen gegenteiligen Anscheins die Sozialdemokratie doch nichts ist als ein Eklektizismus, ein Zusammenleimen von Gedankenrichtungen, die sich im Grunde fremd sind. Zum Beweis diene folgendes:
>
> 1. Das praktische Programm ist nicht innerlich mit dem Phantasieideal verbunden. Es hat erhaltende und schützende Tendenz und enthält darum in sich die Idee der fortschreitenden Besserung auf normalem historischem Wege. Daß aber ein praktisches Fortschreiten vom heutigen Standort aus das sozialistische Paradies nicht herbeizaubern wird, lehrt alle vergangne Geschichte. Es leidet somit die Sozialdemokratie noch am Doppelideal. Sie wird je länger desto mehr das praktische Ideal fallen lassen müssen, um sich das phantastische zu erhalten.
>
> 2. Beide Ideale setzen eine starke organisirende Gewalt voraus. Sie stellen unerhörte Verwaltungsaufgaben. Die prinzipielle Opposition zerfrißt aber keineswegs nur die heutige Autorität, sondern auch jede zukünftige. Eine Oppositionspartei radikaler Art wird auch in den riesen-

haftesten Umwälzungen nicht dazu kommen, politisch zeugungskräftig zu werden.

3. Die materialistische Weltansicht ist, genau betrachtet, ungeeignet, als Hintergrund einer Agitation zu gelten, denn sie ist eben eine Naturansicht der abstrakten Notwendigkeit. Sie schafft Beobachter und Kritiker, aber sie schafft keine handelnden Charaktere, weil sie den Willen zum Produkt der Verhältnisse erniedrigt.

4. Die sozialistischen Ideale wollen ideale Menschen. Die materialistische Weltansicht und die prinzipielle Opposition arbeiten aber gleichmäßig daran, den ethischen Idealismus theoretisch und praktisch zu zerstören.

Und nun seine Hauptfrage: Was thun wir gegen diese glaubenslose Sozialdemokratie? Was haben wir der von der Sozialdemokratie gefährdeten besitzlosen Klasse zu bieten? Die Antwort ist einfach genug; auch er weiß nichts Bessres zu raten als — das Evangelium und seine Erweisung im praktischen Leben. Nichts als das ewige Evangelium wird auch diesen Feind schließlich unterkriegen. Das ganze volle Evangelium vom Reiche Gottes gegen das Evangelium des Fleisches, der alte heilige Geist gegen den neuen Geist des Umsturzes und der Verneinung, gegen den vollendeten Unglauben den völligen Glauben an Christus, den Christus, wie ihn vornehmlich die drei ersten Evangelien uns vor Augen stellen, streng und freundlich, stark und mild, „mit seinen Seligpreisungen und seinen Weherufen, wie er in die harten Realitäten des damaligen Lebens eingriff, wie er strafte, wie er heilte, wie er drohte, wie er litt“ — und wie er mitten in und durch diese Arbeit das Reich Gottes auf Erden baute. Nur der ganze, mönnliche, heilige Christus, nicht bloß der zarte Kinderfreund und der Herr der stillen Kreise, ist unsrer tosenden Zeit nütze; und nicht Mittelchen, sondern Geist, allein des Herren göttlicher Geist gegen die Geistesmacht des Sozialdemokratismus! Wie Recht hat Naumann, wenn er sagt:

1. Halbheiten helfen uns hierbei nichts. Einen verdünnten Glauben predigen ist niemals größrer Unsinn gewesen als in den Tagen der Sozialdemokratie. Ein ganzer Glaube gegenüber einem ganzen Unglauben.

2. Wir wollen den Arbeitern nicht Theologie bringen, sondern Glauben. Daran, daß die Menge sich hineinlebt in unsre Schulbegriffe und dialektischen Formen, liegt uns nichts, sondern daran, daß sie zur seligmachenden Wahrheit kommt.

3. Damit, daß wir ein gewisses theoretisches Zugeständnis der Existenz eines Gottes erlangen, ist niemand geholfen. Wir sind nicht Metaphysiker und Philosophen, die für ihr System fechten, sondern wir sind Männer des Lebens aus Gott, welche vom Leben (ζωὴ) für das Leben reden.

Wem kommt bei solchen Worten nicht Kaftans Forderung eines neuen Dogmas in den Sinn? Es ist ja sichtlich im Grunde dasselbe, was beide verlangen, der eine aus praktischer Erfahrung heraus, der andre vom Stande der Wissenschaft her. Ich wüßte nicht, was mich für meinen Teil abhielte, ihnen zuzustimmen. Thatsächlich liegen die Dinge doch so, daß die große Masse unsers evangelischen Volkes heute kein Verständnis mehr für viele dogmatische Spekulationen hat, von deren strengster Behauptung das Seelenheil vergangner Geschlechter abhing. Auch die religiösen Interessen der modernen Menschen liegen auf anderm Gebiete; und unser Volk, dem in dem geistigen und materiellen Aufschwunge der letzten Jahrzehnte noch unendlich viel mehr, dem vielfach sein ganzer lebendiger Glaube und dessen sittliche Kraft verloren gegangen ist, braucht nichts so sehr als geistesgewaltige Predigt der Fundamentalwahrheiten, der ewigen Realitäten unsers Christenglaubens: das Bewußtsein unsrer Schwäche, Sünde und Schuld; die Thatsache von Jesus Christus als dem Sohne Gottes, unserm einigen Erlöser; die Thatsache vom Reiche Gottes hier und in Ewigkeit. Das kann freilich der Pastoren Mund allein nicht erzwingen; die ganze christliche Gemeinde, soweit sie lebendig ist, muß hinter und mit ihnen an der Arbeit stehn. Gegen die Macht des Unglaubens oben und unten, gegen die Geistesmacht des Sozialdemokratismus besonders, brauchen wir aus der Gemeinde heraus charaktervolle christliche Persönlichkeiten, die, jede an ihrer Stelle und in ihrem Kreise, die sieghafte und beseligende Macht jener Wahrheiten an ihrer gesamten Lebenshaltung mit Ernst erweisen, und die in dieser Kraft des Glaubens ihren ganzen größern oder geringen Einfluß auf das moderne wirtschaftliche und gewerbliche Leben ausüben, um jenem edlen Sozialismus zur unbestrittnen Herrschaft zu verhelfen, der, aus dem Innersten des Christentums herausgewachsen, das wirtschaftliche Ideal der Zukunft ist. Ihr Takt und ihre That ist die beste und erfolgreichste Verteidigung des Christentums. Denn sie sind die sichtbaren Träger des Reiches Gottes auf Erden.

Naumann geht am Schlusse seiner Broschüre noch auf ein besondres Gebiet zeitgemäßer christlicher Apologetik ein. Heute giebt es ja eigentliche Apologetik nur erst für die sogenannten Gebildeten; er beklagt sich mit Recht über die Mangelhaftigkeit dessen, was wir für das Volk haben. Denn das ist meist nur für Frauen und Kinder, aber nicht für den kleinen Mann, „dem die Fragen der Neuzeit das Hirn erfüllen.“

Wir haben, so sagt Naumann, im evangelischen Deutschland so viele Männer des theologischen Denkens. Warum haben so wenige von ihnen den Trieb, den seinerzeit Professor Luther in Wittenberg hatte, das, was sich ihm erschloß, zum Gemeingut des Volkes zu machen? Wer wirklich Positives zu bieten hat, für den ist es Pflicht, es zu thun. Wer der denkenden Arbeiterschaft Lebensbrot brechen kann, der soll brechen.

Wir tragen diese Mahnung weiter; auch wir fordern eine christliche Volkslitteratur, die aber nur mit vollster Kenntnis des sozialdemokratischen Gedankenkreises geschrieben sein und nur das Beste bieten darf, was die theologische Wissenschaft hat. Wir fordern die Besten zu dieser Arbeit auf — sie ist ihres Schweißes wohl wert; um unsers armen ringenden Volkes willen rufen wir alle auf, den Geisteskampf gegen den Sozialdemokratismus mit aufzunehmen, dem wir doch nicht aus dem Wege gehn können, und den, so gleich notwendig durchgreifende wirtschaftliche Reformen sind, doch allein die Kirche entscheiden wird, die mit den unüberwindlichen Waffen des reinen Evangeliums kämpft und dem ganzen Volke, den höhern wie untern Klassen, neuen sittlichen Geist in die Seele gießt. P G

Zahlen beweisen!

Zur Lage der evangelischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen

Im kaiserlich russischen Gesetzbuch Band XI, Teil I (Ausgabe von 1857) lautet Paragraph 4:

Innerhalb der Grenzen des Reichs hat allein die herrschende rechtgläubige Kirche das Recht, die Bekenner der andern christlichen Konfessionen und die Andersgläubigen zur Annahme ihrer Glaubenslehre zu überzeugen. Die Geistlichen und Weltlichen der übrigen christlichen Konfessionen und die Andersgläubigen sind dagegen aufs strengste gehalten, die Gewissensüberzeugung der nicht zu ihrer Religion Gehörigen nicht anzutasten; im entgegengesetzten Falle unterliegen sie den in den Kriminalgesetzen bestimmten Strafen.

Wahrlich, das Meisterstück einer von Unduldsamkeit geleiteten kirchlichen Gesetzgebung! Mit staunenswerter Leichtigkeit setzt sich in diesem Paragraphen das russische Gesetz über das A b c aller Rechtsordnung, über den einfachsten Grundsatz christlicher Sittenlehre hinweg, wie wir ihn nach dem Worte unsers Heilands (Ev. Matth. 7, 12) in dem Spruche auszudrücken pflegen: Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem andern zu. Gleichsam in einem Atem wird hier ein und dieselbe Sache als Recht und Unrecht bezeichnet; die griechisch orthodoxe Staatskirche Rußlands hat das Recht, die Bekenner andrer Konfessionen zu sich herüber zu ziehen, und das heißt dann bei ihr sehr wohlklingend: sie überzeugt die Andersgläubigen zur Annahme der orthodoxen Lehre; thun aber andre Konfessionen dasselbe, so ist das ein schweres Kriminalverbrechen und wird als Antastung der Gewissensüberzeugung andrer gebrandmarkt. Doch was hilft alles Staunen über diese Logik russischer Gesetzgebung? Was nützt alle Entrüstung über dieses leichtfertige Spiel mit Worten? Obiger Gesetzesparagraph besteht in Rußland einmal in Kraft, und gestützt auf ihn treibt die orthodoxe Staatskirche ihre rücksichtslose Propaganda auch in den gut evangelisch-lutherischen baltischen Provinzen; mit welchem äußern Erfolge, mögen einzelne von der Statistik ermittelte Zahlen beweisen, die sich im besondern auf die baltische Provinz Livland beziehen.*)

*) Vergl. Baltische Monatshefte 1889, N. Carlberg, Direktor des städtischen statistischen Büreaus zu Riga: „Die numerische Entwicklung der evangelischen und griechisch-orthodoxen Bevölkerung Livlands seit der letzten Volkszählung.“

Die Zahl der evangelischen Einwohner Livlands, die im Jahre 1881 948 437 betrug, ist im Jahre 1888 auf 1 005 871 angewachsen; an griechisch-orthodoxen Einwohnern, worunter nicht etwa nur nationale Russen, sondern vorwiegend Letten und Esthen zu verstehn sind, die teils selbst aus der lutherischen Kirche ausgetreten sind, teils von solchen Uebergetretnen oder aus gemischten Ehen abstammen und sich gar oft nach der Gemeinschaft der lutherischen Kirche sehnen, zählte man 1881: 156 308, im Jahre 1888: 169 576; die Kopfzahl der Lutherischen hat sich hiernach in diesem Zeitraume nur um $5,_{70}$ Prozent, diejenige der Griechisch-Orthodoxen dagegen um $7,_{82}$ Prozent vermehrt. Zumal seit 1885 und 1886, seit der Wiedereinführung des Reversales über die zwangsweise griechisch-orthodoxe Erziehung aller Kinder aus allen gemischten Ehen, das einst der erleuchtete und gerecht denkende Zar Alexander II. (1865) für die baltischen Länder außer Kraft gesetzt hatte, hat sich die Gruppe der Griechisch-Orthodoxen in Livland um ein Drittel stärker vermehrt, als die lutherische Gruppe; noch im Jahre 1883 betrug die Ziffer des natürlichen Zuwachses auf je 10 000 lebende Lutheraner in Livland $109,_{78}$, während sie 1888 schon auf $77,_{57}$ herabsank und dagegen die entsprechende Prosperitätsziffer der Griechisch-Orthodoxen sich fast verdoppelt hat. Zwar ist der Verlust, den die evangelische Kirche durch Austritt aus ihr und Uebertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche jährlich erlitten hat, im Vergleich zur Kopfzahl ihrer Glieder ziemlich gering (1886: 669; 1887: 1000; 1888: 612), aber für die griechisch-orthodoxe Kirche bedeuten diese Zahlen relativ immerhin einen beträchtlichen Zuwachs.

Hierzu kommt aber nun die ganz eigentümliche, schwer bedrückende und in der Härte der russischen kirchlichen Gesetzgebung begründete Sachlage, daß die evangelische Kirche der baltischen Provinzen sich lediglich durch Zuzug von außen und durch natürlichen Zuwachs, d. h. durch Geburten in rein evangelischen Ehen, vermehren kann! Wie ganz anders ist dagegen die Lage der griechisch-orthodoxen Kirche! Ihr wachsen neue Glieder zu, nicht nur auf den beiden soeben bezeichneten Wegen, sondern auch, in Kraft ihrer absoluten Bevorrechtung, durch sogenannte Bekehrungen Andersgläubiger und zumal durch den Zwang des schon erwähnten Reversales, wonach in allen Fällen einer Mischehe, möge nun Mann oder Frau griechisch-orthodoxen Glaubens sein, alle aus solcher Ehe hervorgehenden Kinder dieser letztern Kirche unweigerlich anheimfallen. Wenn man daher zwar auf der einen Seite die Hoffnung hegen darf, daß, wie die Statistik nachweist, der Ausfall, den die lutherische Kirche durch Uebertritt erleidet, numerisch durch ihren eignen natürlichen Zuwachs auch in Zukunft wird ersetzt werden können, so muß doch leider auf der andern Seite zugegeben werden, daß die evangelische Kirche dem andern Verluste, der ihr fort und fort bei dem bestehenden Reversalzwange durch die Mischehen erwächst, äußerlich völlig machtlos und rechtlos gegenüber steht. Hier kann nur eine Neubelebung des protestantischen Ehrgefühls, des evangelischen Selbstbewußtseins einen Schutzdamm bilden, indem solche Gesinnung die Treue zur väterlichen Kirche erweckt und vom Eingehen einer Ehe mit Gliedern der griechisch-orthodoxen Kirche abhält. Ein erfreuliches Zeichen von dem Erwachen solchen evangelisch-kirchlichen Selbstbewußtseins dürfen wir vielleicht in der statistisch ermittelten Thatsache begrüßen, daß gerade von 1885 an immer mehr evangelische junge Männer Livlands sich vor Eingehung eines Ehebundes mit griechisch-orthodoxen Mädchen hüten; so war bei sämtlichen im Jahre 1885 geschlossenen Mischehen der Bräutigam evangelisch-lutherischer Konfession in etwa dreiunddreißig Fällen auf hundert, 1888 sogar nur in rund fünfzehn Fällen auf hundert; die jungen Männer evangelischer Konfession, die einmal das „Haupt im Hause“ (Eph. 5, 23) werden wollen, sind also bei der Wahl ihrer Frauen vorsichtiger geworden, und wenngleich im Gegensatz hierzu der Frauenwelt Livlands der Vorwurf großer kirchlicher Gleichgiltigkeit in Bezug auf Eingehung von gemischten Ehen nicht erspart werden darf, so liegt doch wenigstens in dem Verhalten der Männer etwas Erfreuliches, zumal im Vergleich mit der kirchlichen Gleichgiltigkeit und Nachgiebigkeit, die in andern Ländern, auch in Deutschland, die protestantische Männerwelt leider nur zu oft in dieser wichtigen Angelegenheit an den Tag legt; der Bestand und das Gedeihen besonders der evangelischen Diaspora muß zuweilen gar sehr darunter leiden.

Schließlich sei noch die statistische Mitteilung hinzugefügt, daß im Jahre 1888 in Livland die Zahl der unehelichen Geburten bei den Lutheranern nur $5,_{67}$ Prozent aller Geburten, dagegen bei den griechisch-orthodoxen Einwohnern $7,_{89}$ Prozent betragen hat, woraus sich gewiß ein günstiger Schluß auf den höhern sittlichen Standpunkt der erstern ziehen läßt.

Zahlen beweisen! Die Statistik führt eine gewaltig ernste Sprache. Trüb ist die Lage der Lutheraner in den baltischen Provinzen; machtlos steht ihre Kirche den Uebervorteilungen und Angriffen von seiten der mächtigen russischen Staatskirche gegenüber, die sich ihr numerisches Wachstum in einfachster Weise, zumal durch das Reversale, diesen brutalen Eingriff in die Glaubens- und Gewissensfreiheit christlicher Eltern, für alle Zukunft gesichert hat. Doch, Gott sei Lob! es fehlt nicht an Zeichen, daß die also Unterdrückten trotz aller für sie ungünstigen statistischen Zahlenreihen immer mehr an innrer Widerstandskraft und Freudigkeit zunehmen nach des Apostels Wort: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht“ (2. Kor. 4, 8). Vermochte doch im Februar dieses Jahres ein älterer, treu verdienter Geistlicher Livlands, als er wegen einer von ihm aus Gewissensnot vollzognen, aber nach russischem Gesetz unzulässigen Trauung — das Brautpaar drohte, in wilder Ehe zu leben, der russische Pope aber verweigerte die Trauung, weil die lutherische Braut nicht übertreten wollte — zur Strafe auf ein Jahr in ein weit entferntes Gefängnis gebracht werden sollte, beim Abschied von seiner schwerkranken Gattin zu sprechen: „Die Gefängnisluft werde ich schon noch vertragen, eine Kreuzigung ist es lange noch nicht!“ Ein andrer Prediger schreibt von dort:

> Unsre Gegner sollen an uns das Leben sehn, das nicht erdrückt werden kann! Wir fühlen uns wie die Sterbenden und siehe, wir leben! Wir sind traurig und doch allezeit fröhlich! Christo nach in Schmach und Elend!

Und aus einem baltischen Gutshofe kommt das Bekenntnis:

> Unsre Trübsal ist zugleich ein Züchtigungs- und Prüfungsleiden; dieser Gedanke nimmt dem Leiden seinen Stachel. Geschlagen werden wir evangelischen Balten, aber nicht erschlagen. Die Not wird ein Ende nehmen, und der Sieg wird dem Herrn zufallen!

Zahlen beweisen wohl viel, aber Gott sei Lob! nicht alles; stärker als die statistischen Zahlen ist der Glaube, und daß dieser den baltischen Brüdern erhalten bleibe, sei fort und fort und hoffentlich in immer weitern Kreisen der evangelischen Christenheit Gegenstand unsrer innig teilnehmenden herzlichen Fürbitte.

N—t

Diaspora

(Diasporakonferenz) Am 13. und 14. November fand in Frankfurt a. M. die diesjährige Generalversammlung der Diasporakonferenz statt. Die öffentliche gut besuchte Abendversammlung wurde durch Generalsuperintendent Dr. Trautvetter aus Rudolstadt mit einer Ansprache eröffnet, in der er auf die Zwecke und Ziele der Konferenz hinwies: Die Konferenz vertritt die Interessen von Millionen von evangelischen Deutschen im Auslande. Handelsverkehr wird mit ihnen aufrecht erhalten; aber wer bedenkt, daß sie auch etwas andres bedürfen als für Geld käufliche Waren? Millionen gehn unsrer Kirche durch die Teilnahmlosigkeit verloren. Das Netz der Kirche hat — nach Löhe — ein Loch in Amerika, und es ist wahr, alle Erfolge der Mission können das nicht wieder einbringen, was dort verloren geht. Es ist nicht recht, wenn Christen auf dem Gebiete der Heidenmission mehr Bescheid wissen als über ihre Glaubensgenossen in der Fremde. Die Diasporakonferenz will das Interesse für diese wachrufen; sie hat mit den Glaubensgenossen ein Band angeknüpft und will Bilder aus der Fremde, Bilder aus den Kämpfen und Nöten, aber auch den Siegen der fernen Gemeinden verbreiten. Ihre Geschichte ist eine Geschichte der Thaten Gottes, und ein Wunder ist, was besteht. Wo das Interesse aber geweckt wird, da wird auch das Herz warm, und da findet sich auch helfende Liebe. Dazu möge Gott auch diese Versammlung segnen!

Hieran schloß sich ein Vortrag von Konsistorialrat D. Dalton in Berlin, früher in Petersburg: Die evangelische Kirche in Rußland. Nach einigen persönlichen Bemerkungen über seine Beziehungen zu Frankfurt, der Heimat seiner Kindheit, und über politische Veränderungen der Heimat, die ihre Einwirkung in Rußland gehabt, schilderte er das Gebiet, über das er sprechen wollte. Etwa $2^1/_2$—3 Millionen Evan-

gelische sind in Rußland. Die lutherische Kirche bildet dort ein in acht Konsistorialbezirke geteiltes Ganze und steht unter dem Generalkonsistorium in Petersburg. Man kann sie in drei Gruppen zergliedern: 1. die Ostseeprovinzen mit sechs Konsistorialbezirken; 2. die Kolonien der Wolga; 3. die Zerstreuten im Innern.

Die Ansiedlungen an der Wolga stammen von Katharina II. Russische Kaiser riefen evangelische Deutsche, weil sie den Wert der Glaubenstreue kannten. 1817 siedelte Alexander I. fromme Württemberger dort an. Glaubensfreiheit war ihnen gewährleistet. 300 000 Evangelische sind jetzt dort, und blühende Gemeinden haben sich gebildet, in denen schwäbischer Glaube, Sitte und Sprache sich erhalten hat. Bei einfachem Sinn ist dort reges kirchliches Leben und herzliches Verlangen nach dem Worte Gottes. Die zweite Gruppe umfaßt die Zerstreuten, deren Zahl schwer zu bestimmen ist. In Petersburg wohnen unter 83 000 Protestanten etwa 42 000 Deutsche. Diese haben für ihre Gemeinden viel geleistet; es betragen die jährlichen Beiträge nur für die Kirche auf den Kopf 25 Mark im Jahre, wozu noch die Aufwendungen für Gymnasium, Armenhaus, Waisenhaus u. s. w. kommen. Im Innern sind für die Geistlichen schwierige Verhältnisse durch die großen Entfernungen und durch Sprachverschiedenheit; ein Pastor müßte in sechs Sprachen reden. Die Pastoren sind eigentliche Reiseprediger. In Wolhynien wohnen auf einem Gebiete von 63 000 Quadratkilometern 74 000 Deutsche. Zu einer Gemeinde gehören 203 Filialen, die der Pastor besuchen muß, er muß im Jahre etwa 10 000 Kilometer — meist zu Pferd — zurücklegen. Die größte Parochie der Welt ist Sibirien, sie umfaßt ein Gebiet von neun Millionen Quadratkilometern und es gehört eine eiserne Natur dazu, die Strapazen nur einige Jahre auszuhalten. 4—500 Evangelische wohnen in dem Gebiet, aber solche, die der Seelsorge am meisten bedürfen, unglückliche Verbannte.

Die Ostseeprovinzen bilden kein Diasporagebiet; dort ist feste lutherische Bevölkerung. Eine Leidenszeit ist hereingebrochen, und auch dort gilt es das Wort zu lernen, das Paulus in Ketten gesprochen: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: freuet euch. Dort lodert ein Feuer der Trübsal, das im neunzehnten Jahrhundert unmöglich schien, aber was geschieht, geschieht mit Gottes Willen. Was das Feuer verzehren wird, ist des Bestehens nicht wert. Manches aber wird vom Feuer nicht verzehrt, sondern geläutert werden. Solche Läuterung ist heilsam. Eins aber ist gewiß, keine Macht der Erde, kein Papst und kein Kaiser von Rußland kann denen das Reich nehmen, die glauben. Was die Brüder dort aber bedürfen, ist fürbittendes Gebet, daß sie Treue halten. Wir aber haben einen Herrn, der Gebete erhört.

Darauf sprach Missionssuperintendent Merensky über die kirchliche Versorgung der Deutschen in Südafrika außerhalb der alten Kapkolonie. Das Interesse richtet sich heutzutage auf Afrika. Der Süden desselben ist vielen Landsleuten eine Heimat geworden; etwa 15 000 sind sich ihres Deutschtums noch bewußt, während die meisten der dort Eingewanderten ihre Nationalität verloren haben. Um die kirchliche Versorgung und Gemeindebildung haben sich die deutschen Missionare große Verdienste erworben. Die erste Ansiedlung in Natal, nahe bei der jetzigen Hauptstadt d'Urban, fand Ende der vierziger Jahre statt. Damals wurde die Kolonie Neu-Deutschland gegründet. Bald entstand eine Gemeinde, und der Berliner Missionar Posselt wurde zum Seelsorger berufen. Dort sind jetzt etwa 150 sonntägliche Kirchenbesucher, es ist deutsche Sprache und Sitte erhalten. Auch in Pietermaritzburg, sowie in Neu-Hermannsburg und Neu-Hannover bestehen Gemeinden. Größre blühende Gemeinden finden sich ferner im südlichen Teile der Transvaalrepublik. Hermannsburger Missionskolonisten wanderten dorthin, und jetzt leben dort etwa hundert deutsche Familien in Tüchtigkeit und kirchlicher Frömmigkeit, die sich durch Fleiß emporgearbeitet haben. Gemeinden bestehn in Lüneburg und Bergen, und eine neue sammelt sich in Rüstenburg. In Natal werden auch die deutschen Schulen von der Kolonialregierung unterstützt. Dort ist die Pensionsanstalt Neu-Hermannsburg erwähnenswert, in der die Kinder der Missionare freien Unterricht empfangen. Andern Charakter trägt das Innre des Landes: es ist eine baumlose Hochfläche, und Schafherden weiden da, wo früher Antilopen sich tummelten. Die dortigen Deutschen haben sich meist an die holländischen Gemeinden angeschlossen. Nur in Bloemfontein besteht eine deutsche Gemeinde, die sich 1875 eine Kirche gebaut. Weiter westlich in der Kalihariwüste liegen die Diamantstädte Kimberley und Beaconsfield. An beiden Orten haben sich deutsche Gemeinden gebildet. In Transvaal ist am 1. April 1888 die erste deutsche Gemeinde entstanden. Ueberall sind unsre Landsleute durch unsre Missionare mit Wort und Sakrament bedient, und die Gemeinden sind durch deutsche Missionare gesammelt. Ehre den Brüdern, die sich unsrer Landsleute in solcher Weise thatkräftig annehmen.

Es folgte ein Vortrag des Schriftführers der Diasporakonferenz, des Pastors Dr. Borchard: Eine Predigtreise im fernen Westen Nordamerikas von Puget-Sound am stillen Ozean bis nach Utah. Derselbe, eben von viermonatlicher Reise heimgekehrt, beginnt mit Dank gegen Gott, der ihn durch alle Gefahren der Reise hindurchgeführt, auf der er mehr als einmal dem Tode nahe gewesen. Auf der Fahrt von Newyork gen Westen berührte er St. Paul, wo er 1859 in einer Blockhauskirche gepredigt und wo jetzt eine gothische Kirche emporragt. Ueberall begleitete ihn die eine Frage: Was wird aus einer Republik ohne Erziehung? Früher war die Sonntagsschule ein Ersatz, aber die jetzige Jugend ist religionslos geworden, und Lehrer und Lehrerinnen sehen mit Bangen in die Zukunft. Ihre Hände sind gebunden, da die Bibel in den Schulen nicht mehr gelesen werden soll. Es ist ein besondres Verdienst der Missouri-Synode, daß ihre Geistlichen Einfluß auf die Schulen behalten und tüchtig dafür wirken. In San Franzisko wurden bei einer Versammlung scharfe Urteile über deutsches Christentum laut, als sei dasselbe unter dem Unglauben negativer Richtungen gänzlich untergegangen. In Gemeinschaft mit D. Dalton trat dort der Berichterstatter solchen Angriffen energisch entgegen. Auf dem Rückwege wurden die Ausgrabungen in Arizona besucht, wo Reste blühender Städte und früherer Kanalbauten aufgedeckt sind. Vor einer Eisenbahnkatastrophe bei brennender Brücke gnädig bewahrt, hielt die Reisegesellschaft einen Dankgottesdienst ab, bei welcher der Berichterstatter über 1. Kor. 10, den Fels der Wüste, predigte. Dabei geschlossne Bekanntschaft mit einem Hohenpriester der Mormonen ermöglichte genauen Einblick in die Verhältnisse derselben in Salt Lake City. Dieselben sind abgesehen von der Vielweiberei eine sehr bedeutende Erscheinung.

Durch die Reise zum Westen ist die Gewißheit befestigt, daß das Deutschtum und die lutherische Kirche großen Einfluß auf die Amerikaner ausgeübt hat. Gegenüber dem Straßenchristentum der Amerikaner wirkt die lutherische Kirche durch Gottes Wort und Sakrament.

Bei der Spezialkonferenz der Mitglieder am 14. November, bei welcher Inhalt und Form des im künftigen Frühjahr zu veröffentlichenden Jahrbuches festgestellt wurden, und bei der Dr. Borchard dringend empfahl, für die kirchliche Versorgung der Deutschen im fernen Westen Nordamerikas einzutreten, wurde beschlossen, in den Kirchenzeitungen eine Aufforderung an christlich gesinnte Jünglinge zu erlassen, welche befähigt und gesonnen sind, sich dem kirchlichen Dienst für deutsche Glaubensgenossen zu widmen, sich bei der Diasporakonferenz zu melden, um durch deren Vermittlung in ein Predigerseminar Nordamerikas aufgenommen und darin ausgebildet zu werden. B—r

---

Bücher und Schriften

(Saul) Biblisches Drama in fünf Aufzügen von Werner Kraft, Brandenburg a. H., Evangelische Buchhandlung (K. J. Müller); 112 S.; 1 Mark.

Sauls Gestalt eignet sich wie nicht leicht eine andre im Alten Testamente zu dramatischer Behandlung. Unsre Sympathie ist in einer Weise an den ersten König in Israel geknüpft, daß sie auch da noch anhält, wo Samuel ihn schon längst verworfen hat und David ein Liebling des Volkes geworden ist, daß sie selbst dann noch nicht geschwunden ist, wo die Strafe für seine Fehler ihn erreicht und er nicht ohne eigne Schuld vom Verderben ereilt wird.

Das Ritterliche in seiner Figur, das Enthusiastische in seinem Wesen macht ihn zu einem Helden, zu dem man mit einem seltsamen Gemisch von Bewundrung und unheimlicher Angst emporsieht. Als solcher Held ist er vom Dichter gezeichnet, und es wird im Drama gezeigt, wie der Kampf für seine Königsmacht, der Kampf gegen den Boten Gottes, Samuel, von dem er frei sein will, ihn zum Kampfe wider Jehova selber und dadurch bisweilen zur Umnachtung seines schwärmerischen Geistes führt, in der er schließlich in völlige Mutlosigkeit versinkt und bei einem Zauberweibe nach Rat sucht. Wir erkennen Saul, wenn der Dichter vor der Gilboaschlacht Zadok zu Abner sagen läßt:

Sieh, wie er dort voll tiefen Grames steht
Im flatternden Gewande! halb Prophet —
Halb böser Geist!

Die Idee des Dramas wird im Prolog uns genannt, wenn es da heißt, daß Saul uns künden soll:

Abfall wurde mein Verderben,
Ich wich von Gott und mußt des Todes sterben.

Und es hätte diese Deutung auszusprechen nicht erst bedurft, diese Idee tritt aus dem Ganzen genügend hervor. Immerhin fehlt ihr die unmittelbare Ueberzeugungskraft, weil der Anfang der Schuld in Verfehlungen gegen solche Gebote besteht, deren verpflichtende Kraft unser Gewissen nicht mehr wie jene Zeit empfindet. Der Dichter hat das selber gefühlt und sucht darum S. 42 die gänzliche Ausrottung Amaleks durch eine äußerst gewagte Erklärung zu rechtfertigen.

Im Stoffe lehnt sich der Dichter ganz an den Bericht des Alten Testamentes an, so wie er jetzt vorliegt. Doch hat er sich dabei durch Zusammenziehung, durch eigne Gestaltung und manche treffende Erfindung seine Freiheit gewahrt. Aber soweit ist er nicht gegangen, daß er etwa die ältre Schicht der Erzählungen über Saul und seine Thaten vor der jüngern Schicht bevorzugt hätte. Man wird deshalb auch die Ungehörigkeit einer doppelten Salbung Sauls und die Verschiedenheit des Urteils Samuels über das Königtum im zweiten und dritten Auftritt des ersten Aufzuges empfinden. Wo die eigne Erfindung Freiheit erhielt, war der Dichter meist glücklich. Ein guter Griff ist die Verwendung des Edomiters Doeg als des bösen Geistes in der Umgebung Sauls. Ansprechend ist bei der Besiegung Goliaths durch David auch an Jonathans Lust zum Kampfe mit dem Riesen gedacht und auf Michals Zuneigung zu David hingewiesen, von der zwar David selber nichts ahnen konnte.

Wer keine Abneigung gegen die dramatische Behandlung biblischer Stoffe in so enger Anlehnung an die Erzählung der heiligen Schrift hat, wird den „Saul" nicht ohne Freude lesen. Er kann aber auch denen, die sonst gegen solche Verwendung Bedenken tragen, empfohlen werden, weil er meines Erachtens den Charakter des Helden gut schildert und damit zeigt, wie solche Dichtung an ihrem Teile das Verständnis der Gestalten des Alten Testaments fördern kann. K M

(Eine reich illustrirte Kirchengeschichte) ist, wie ich aus der Ankündigung des Verlegers in den Zeitungen ersehe, noch eben vor Thorschluß vollendet worden: Kirchengeschichte für das evangelische

Haus von Friedrich Baum. Zweite Auflage in vollständiger Neubearbeitung von Christian Geyer. Mit 600 Abbildungen im Text und 30 Facsimile- und Farbendruckbeilagen. Lexikonoktav, 750 Seiten. Geheftet 11.50, in Halbfranz gebunden 15 Mark. Das dritte, Schlußheft ist mir nicht zugegangen; aber die zwei ersten veranlassen mich, das Werk warm zu empfehlen. Die mancherlei Illustrationen sind vorzüglich und an sich schon wert, daß man den geringen Preis zahlt. Diesen Teil der Arbeit hat der Verleger, C. H. Beck in Nördlingen, mit sachkundiger Begeisterung geleistet, auch die ausgedehnten kunstgeschichtlichen Kapitel selbst geschrieben. Ueberhaupt ist der kulturgeschichtlichen Seite der Kirchengeschichte, wie es einem illustrierten Werke darüber wohl ansteht, besondre Beachtung geschenkt. R

(Wider Thomas von Kempen) Bei Perthes in Gotha ist ein Büchlein erschienen, das Beachtung und Beherzigung verdient: Gerhard Faßmer, Die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen. Ein Vademecum für evangelische Leser des Buches. 53 S.; 1 Mk.

Es giebt nächst der Bibel kein Buch, das sich einer solchen Verbreitung erfreute, wie die vier Bücher von der Nachfolge Christi (verfaßt etwa 1410—20). Ob sie von Thomas von Kempen, dessen Namen sie heute tragen, herstammen, ist fraglich. Gewiß aber ist, daß sie im Kloster entstanden sind, und gewiß trotzdem, daß sie heute bei Evangelischen als ebenso beliebtes Erbauungsbuch gelten wie bei Katholiken. Man freut sich dieser wie mancher andern Thatsache, die den Glauben aufrecht zu erhalten geeignet scheint, daß bei allem Streit, der sie trennt, es in allen Konfessionen dennoch ein Gemeinsam-Christliches giebt. Wie aber, wenn die Thatsache noch eine andre Deutung forderte? Der Verfasser des obengenannten Büchleins geht den zerstreuten aber deutlichen Spuren nach, welche die eigentümliche christliche Welt- und Lebensanschauung der Nachfolge Christi kennzeichnen. Er findet hier unter dem Titel der Selbstverleugnung mönchische Weltverneinung und Weltflucht, unter dem Namen der Geduld, der Demut, des Gehorsams die klösterlichen Forderungen einer falschen Selbstpeinigung und Selbstverachtung, einer knechtischen Unterwürfigkeit und Unselbständigkeit angepriesen. Und während er sich genötigt sieht, in der religiösen Gedankenwelt des Buches einerseits auch angesichts des Todes ein trostloses Sichverlassen auf jene mönchischen Leistungen, anderseits den vergeblichen Versuch einer Verschmelzung mit Gott, die doch keinen Bestand gewinnt, nachzuweisen, sucht er in ihm vergebens nach dem Glauben, den evangelische Christen als das zuversichtliche Ergreifen der vergebenden Gnade Gottes in Christo kennen. Diesen unzweifelhaften, durch das ganze Buch hin verbreiteten Zügen katholischen Christentums gegenüber gewinnt die oben berührte Thatsache ein weniger erfreuliches Ansehn. Sie ist der Beweis dafür, wie, trotz aller ausgesprochnen Unterscheidung vom Katholizismus, dieser unter leichten Hüllen weithin in der evangelischen Christenheit das Feld behauptet. Es dürfte aber darauf ankommen, was für den Bestand und die volle Ausgestaltung des Protestantismus gefährlicher ist: die offne Feindschaft des entchristlichten Roms oder das geheime, ungehinderte, womöglich sorgsam gepflegte Fortwuchern von Anschauungen und Antrieben, die man gar zu vertrauensselig mit dem Namen eines Idealkatholizismus deckt. Die Nachfolge Christi ist das klassische Vorbild einer fast unübersehbaren Litteratur von Andachtsbüchern, in denen unsre Gemeinden mit klösterlicher Speise genährt werden. Wenn daher bisher dringende Warnungen wirkungslos verhallten (so z. B. Uhlhorn, Thomas a Kempis und das Buch von der Nachfolge Christi. Neue Einzelausgabe, Stuttgart, Gundert, 1886; S. 33 ff.), so ist es unser ernster und dringender Wunsch, daß es diesem Büchlein gelingen möge, „nicht nur gelesen, sondern auch beherzigt zu werden." S E

(Koldes Lutherbiographie) Man kann nicht sagen, daß Wert und Vertrieb der Bücher immer in gleichem Verhältnisse stehn. Denn sonst müßte auch neben Köstlins und Rades Lutherbiographien der erste Band von Theodor Koldes Martin Luther (F. A. Perthes) seit 1884 längst mehrere Auflagen erlebt haben. Wir beeilen uns noch vor Weihnachten darauf aufmerksam zu machen, daß nun auch des zweiten Bandes erste Hälfte vorliegt (4 Mk.; das bisher Erschienene zusammen 10 Mk.), welche bis zum Reichstag von Speier 1526 führt. Es handelt sich hier nicht um eine erschöpfende Chronik von Luthers Leben — diese findet man am ehesten in Köstlins größerm Werk —; dahingegen ist der Reformator von Kolde und zwar in selbständiger Weise mehr in den Rahmen der Gesamtentwicklung des deutschen Volkes hineingezeichnet. Nach Vollendung des Werkes wird einst ausführlicher darüber zu sprechen sein. H

(Das Heidentum in der römischen Kirche) Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Erster Teil. Gotha, Perthes; 342 S.; 5 Mark. — Eine Fülle interessanten Stoffes umfassen diese Kultur- und Sittenbilder. Sie sind nicht etwa einfache Abdrücke der bekannten Artikel in der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung und in der Münchner Allg. Zeitung, auf die nur zur Ergänzung verwiesen wird. Sie zeichnen sich aber wie diese durch eine seltene Kenntnis des süditalischen Volkslebens und durch eine noch seltnere des spätrömischen Heidentums aus. Von daher fließt dem Verfasser ein reicher Strom paralleler und nur zu oft nachweisbar identischer Erscheinungen zu. Der Verfasser ist kein freundlicher Beurteiler römischen Wesens; aber wen darf das nach dem, was er beobachtet hat, Wunder nehmen? R

(Stolberg) Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert (Kassel, Wigand; 154 S.; geb. 3 Mark) erzählt in anmutig fließenden Versen Fritz Bode (Hans Elben). Das Umsichgreifen hussitischer Gedanken in Norddeutschland und die blutigen Gegenmaßregeln der ketzerrichtenden, selber völlig verweltlichten Kirche geben der Dichtung ihren großen historischen Hintergrund. Aber der Vertreter des Hussiten-

tums, der Jäger Till, der in Böhmen zum Kriegsmann herangewachsen ist, mutet uns bald wie ein begeisterter Prediger der Reformationszeit, bald wie ein Held der Aufklärung an, der über das Morgenrot einer neuen Zeit gar zu helle Lichtgedanken vorträgt. Daß der Verfasser in der Kirchengeschichte nicht so zu Hause ist, wie er es sein müßte, wenn er geschichtlich verständliche Charaktere schaffen wollte, zeigt auch eine Anmerkung über Franz von Assisi, die es seiner Ordensstiftung zum Zweck setzt, die Häretiker zu beseitigen. Franz hat reinere Gedanken vom Evangelium gehegt, weil er es verstand, und er steht in den tieffrommen Trieben und Zielen seines Lebens vielleicht höher noch als, jedenfalls aber nicht fern von Hus und seinen Anhängern. S E

(Die Polen in Danzig) Historische Erzählung von C. Quandt. Zweite Auflage. Braunschweig, Grüneberg; Mk. 3,60, eleg. geb. Mk. 4,80.

Die Verfasserin tritt mit der vorliegenden Erzählung nicht zum erstenmal als Schriftstellerin auf. Bereits vor einigen Jahren machte sie mit der historischen Erzählung aus der Zeit der Reformation: „Johannes Knades Selbsterkenntnis" berechtigtes Aufsehn. Ein Rezensent stellte dies Buch sogar an die Seite von Gustav Freytags Markus König. Die „Polen in Danzig" halten sich auf gleicher Höhe, sodaß nach kurzer Zeit eine zweite Auflage nötig wurde. War das Danzig zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Schauplatz für „Johannes Knades Selbsterkenntnis", so ist es für unsre Erzählung das Danzig etwa um das Jahr 1633, also die Zeit, wo die katholische Kirche allenthalben in deutschen Landen durch die Gegenreformation den Protestantismus zu vernichten drohte. Da sollte denn auch Danzig, ein Bollwerk der evangelischen Lehre, inmitten der polnischen Monarchie eine völlig selbständige Republik, umgeben von römisch gesinnten neidischen Grundherren, seiner Privilegien, insonderheit seiner evangelischen Freiheiten beraubt werden. Der Woiwod von Pomerellen, Jakob Weyer, und der ränkesüchtige Bischof von Leslau machen den Versuch, bei Gelegenheit eines Besuches des schwachen polnischen Königs Ladislaus die Stadt Danzig mit List und Gewalt dem Katholizismus zu erobern und ihre politische Selbständigkeit zu vernichten. Der Versuch mißlingt, dank dem frommen Opfermut und der klugen Thatkraft der Danziger Bürger. Die Erzählung trägt in allen ihren Teilen den Stempel geschichtlicher Treue; die Charaktere sind lebendig dargestellt; die mannigfaltigen Verwicklungen gelangen schließlich zu einer schönen Lösung: das Haus des Bürgermeisters, von dem in den kritischen Tagen viel Mut und kluger Rat ausging, wird, nachdem der Sturm vorüber, von neuem eine Stätte evangelischen Friedens und wahrer Gottesfurcht. Das Buch fesselt bis zum Ende, in manchen Teilen hat es mich erbaut und ergriffen. — Ich habe mich schon manchmal gefragt, wie es kommt, daß die Zeit der Gegenreformation verhältnismäßig wenig in guten Erzählungen und Romanen unserm heutigen evangelischen Geschlecht erschlossen wird. Wir wollen dieser Frage nicht nachgehen; aber um so nachdrücklicher möchte ich die Leser der „Christlichen Welt" auf dieses Buch hinweisen, das treu und wahr das Leben und die Leiden schildert, die unsre Väter von katholischen Bedrängern auszustehen hatten. P B

(Christliche Lebensbilder von Max Reichard) Der Verfasser hat Artikel, die von ihm in der neuen Christoterpe nnd anderswo erschienen sind, zu einem Bande gesammelt, der in Gütersloh bei Bertelsmann zu haben ist (438 S.; 5 Mark, gebunden 6). Es sind neun Lebensbilder: Blaise Pascal; Alexander Vinet; Pater Lacordaire; Adolf Monod; Louis Meyer; Friedrich Oberlin; Helene von Orleans; Louis Harms; Bilder aus dem Leben der Dorfgemeiude Fröschweiler im Elsaß. R

(Einst und Jetzt) Bilder und Geschichten aus dem Bürgerleben der guten alten Zeit. Ein Volksbuch von Franz Blankmeister. 14. Band der Calwer Familienbibliothek. Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung, 1889. 216 Seiten; geb. 2 Mk.

Das Buch ist eine Verherrlichung der guten alten Zeit. In fünfundzwanzig Kapiteln erzählt es durch Schilderung kleiner Züge aus der deutschen Vergangenheit etwa der letzten dreihundert Jahre, wie unsre Alten tauften, ihre Kinder erzogen, in die Ehe traten, wie schlicht, barmherzig, geduldig, fürstentreu, bibelfleißig sie waren, was sie für Hausfrauen und Dienstboten hatten, wie es in ihren Häusern, Innungen und Wirtshäusern aussah und ähnliches. Damit sucht es zu beweisen, daß die gute alte Zeit hatte, was die unsre nicht mehr besitzt: Zufriedenheit und Einfalt, Treue und Biederkeit, Redlichkeit, Frömmigkeit und Gottesfurcht. Gewiß ist vieles trefflich und recht gesagt, manches tiefbeschämend für unsre Zeit, besonders auch unsre Obrigkeiten; aber das Meiste zeigt doch eine durchaus einseitige Schätzung der Vergangenheit und eine Verkennung unsrer Tage. Meiner Meinung nach ist es überhaupt nicht weit her mit der sogenannten guten alten Zeit, und man sollte sehr vorsichtig sein, sie ohne weitres als leuchtendes Vorbild unsrer ganz veränderten Zeit vorzuhalten. Ganz abgesehn von den riesigen Fortschritten auf allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens — die übrigens auch Blankmeister gelegentlich dankbar anerkennt — ist auch auf sittlich-religiösem Boden im allgemeinen ein Rückschritt nicht zuzugeben. Man schlage jede beliebige Chronik auf und vergleiche die dort geschilderten Zustände mit den unsern — es wird wenige Perioden geben, die wie die unsre mit aller Kraft dabei ist, gut und besser zu machen, was die letzten zwei bis drei Jahrzehnte versäumt haben. Damit soll freilich unsrer Zeit keine Schmeichelei gesagt werden. Es ist auch heute wie ehemals noch vieles faul und schreit nach Abhilfe. In seiner Weise will sie auch Blankmeisters Buch bringen; und sicher hat es auch einen gewissen erzieherischen Wert, vor allem durch die überaus volkstümliche Erzählungsart und durch die Fülle der kleinen hübschen Geschichten, die hier zusammen und so warm vorgetragen werden. Ganz im Tone des „Nachbar" gehalten, in dem es übrigens früher zum großen Teil kapitelweise schon erschienen ist, wird es freilich, wie dieser auch, nur einem ganz bestimmten

und beschränkten Leserkreise zusagen, Frauen und Kindern aus dem Volke, und hier manches Gedenken an der Eltern und Großeltern enge, kleine und doch so glückliche Zeiten wachrufen, hoffentlich auch manche gute That wecken. Dem kleinen Manne aber, dem forschenden Arbeiter, der mitten in der sozialen und wirtschaftlichen Bewegung steht, wird es wohl nicht genügen; dazu ist es eben zu einseitig; dazu geht es zu wenig auf die Probleme der Gegenwart, auf die sittlichen und religiösen, deren Ursachen und deren Schwierigkeiten ein; dazu würdigt es diese nicht und unterläßt es, jene zu erklären. P G

(Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848—1871) Von J. Hartmann, kgl. preuß. Generalleutnant z. D. Dritte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann. Preis 6,80 Mk.

Das Buch hat zusammen 644 Seiten in Großoktav. Ich muß gestehn, ich habe sie noch nicht zu Ende gelesen. Trotzdem beeile ich mich, das schon weit bekannte Buch auch unsern Lesern als ein ganz vorzügliches und vornehmes Werk für den Weihnachtstisch zu empfehlen. Ein neuer Band „Wahrheit und Dichtung." Wahrheit sind die politischen und kulturgeschichtlichen Zustände, die dieser deutsche Offizier aus eignem Augenschein schildert: die hannoverschen kleinstaatlichen Verhältnisse von 1848 bis zur Katastrophe von 1866, die Annexion seines Heimatlandes durch Preußen, dann die stolzeste Zeit unsers Volkes in dem Kriegsjahre 1870—71. Dichtung sind die sehr gut gezeichneten Personen des Buches — der Verfasser hat in novellistischer Form den Zeitraum geschildert, wie er ihn selbst erlebt. Mag man das eigenartige, von protestantischem Geiste erfüllte Buch Memoiren nennen oder einen historischen Roman, es trifft in seiner klassischen, militärisch knappen Erzählungsform so sehr den Geschmack unsrer Zeit, wie nicht häufig im Buch. P G

(Erzählungen für Jung und Alt) von A. Vollmar: Vaterliebe, Zum Himmel (je 10 Pfge.), Hoch oben, Weihnachten überall (je 15), Sieben Kinder (20), Reich möcht ich sein (25), Etwas für dich (35 Pfge.). In größern Mengen bei der Verfasserin, Leipziger Platz 5 Berlin, billiger. Wieder hat uns die liebenswürdige Weihnachtstante aus ihrem unerschöpflichen Born eine große Zahl frisch erzählter, tief empfundner, aus dem wirklichen Leben gegriffner, von Sentimentalität und gemachter Frömmelei, wie von der Aufdringlichkeit moralischer Nutzanwendung freier Weihnachtsgeschichten für die kindlichen Gemüter bei Groß und Klein, Vornehm und Gering dargeboten. Wie die Gaben der frühern Jahre seien sie warm empfohlen, insbesondre auch zur Verteilung bei Kindergottesdiensten, Armenbescherungen und dergleichen. v S

(Kindergeschichten) Im Verlage von C. F. Spittler, Basel, erschienen kleine Schriften, von denen eins oder das andre manchem für den Weihnachtstisch willkommen sein dürfte. Sehr frisch geschrieben und — wie aus Erfahrung versichert werden kann — die Aufmerksamkeit von Kindern in hohem Maße spannend sind die beiden Erzählungen von Marie Liebrecht: Hänschens Jugendjahre (40 Pfg.) und Singvögelein (20 Pfg.). Sie werden schon dem Kinderherzen eine Ahnung freudigen Gottvertrauens und die Liebe zum Guten zu wecken. Demselben Zwecke dient, jedoch für ein reiferes Alter, die Erzählung von F. Kramer, Im Doktorhause (30 Pfg.). Daß allerdings dreizehnjährige Kinder so reif über christliche Dinge reden, wie die in der Geschichte: Aus froher Jugendzeit (30 Pfg.) von Auguste Hornung geschilderten, ist kaum anzunehmen; auch steht in der Form diese Erzählung den erstgenannten nach. Was mir mein Flachstüchlein erzählt hat von F. Gerber (6. Auflage, 65 Pfg.) giebt eine an die Kultur und Bearbeitung des Flachses angeknüpfte Weltbetrachtung. Einfache Landleute, die so gern die Form für ihre Gedanken der von ihnen bearbeiteten Natur entlehnen, ja oft ihre Weltanschauung ganz in solchen Bildern ausprägen, werden das Büchlein gern lesen; wir bedauern, daß der Verfasser ein so prädestinatianisch bestimmtes, passives und weltflüchtiges Christentum predigt und die für seinen Zweck völlig entbehrliche, dazu in dieser Form überaus wohlfeile, Polemik gegen David Strauß und die Philosophie sich nicht versagt hat. K—e

(Neue Christoterpe) Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolf Kögel, Wilh. Baur, Emil Frommel. Bremen, Müller. Preis 4 Mark.

Auch der elfte Band dieses beliebten Jahrbuchs erfreut durch seinen gediegnen Inhalt. Eine schöne Abhandlung über „die Götterlehre im ersten Mosesbuche" bietet Kleinert. „Aus ihrer Jugendzeit" erzählen (leider etwas abgerissene) Bruchstücke Otto Funcke und Wilhelm Baur. E. Dennert deutet sinnig „die Stimmen der Natur." Erzählungen von dichterischem Wert geben Max Vorberg und Helene von Schreibershofen. Von den Wiedertäufern in Münster giebt Hermann Bayer Kunde, und Leopold Witte macht uns mit Luigi Duanctis, einem italienischen Protestanten der Neuzeit, bekannt. Auch Emil Frommel spendet eine seiner geistreichen frommen Plaudereien: „Pfingstrosen und Himmelsschlüssel." Dazu allerlei Gedichte von Rudolf Kögel (welcher auch ein paar kleine Geschichtchen vom seligen Kaiser Wilhelm erzählt), Max Frommel u. a. — kurz, ein reichhaltiger Inhalt! Steht auch nicht alles auf der gleichen Höhe, was hierin geschrieben ist, so ist doch auch nichts ohne jeden Wert; man das Buch als zu Weihnachtsgeschenken trefflich geeignet dem deutsch-sodaß evangelischen Hause warm empfehlen kann. R B

(Ein Buch über unsre Kaiserin) Wenn Ernst Evers, der bekannte Volkserzähler die Feder ansetzt, um das Lebensbild unsrer Kaiserin zu zeichnen, so läßt sich erwarten, daß uns etwas Gediegnes geboten wird. Wir sind in unsern Erwartungen nicht getäuscht worden. Das Buch unter dem Titel „Augusta Viktoria" (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission, 1889; broch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.) führt uns das Leben der Kaiserin von ihrer Kindheit bis in die jüngste Gegenwart vor. Durchweht von lauterer Vaterlandsliebe und Liebe zum Herrscherhause, versteht es Evers, nicht nur den Gebildeten, sondern dem gesamten Volke

seine Kaiserin nahe zu bringen, und es ist wohl kein Zug in dieser Gestalt, der nicht die gebührende Berücksichtigung fände. Besonders möchten wir darauf hinweisen, wie Evers unsrer Kaiserin als treuer evangelischer Christin gerecht wird. Das ist ja bei ihm selbstverständlich; aber viele, die vor Evers in Journalen das Lebensbild unsrer Kaiserin gezeichnet haben, sind diesem Zuge nicht gerecht geworden. P B

(Die schönsten Choräle und Hymnen) werden den Freunden geistlicher, kirchlicher Musik und Dichtung soeben in einem vollendet schönen Buche dargeboten: Geistliche Lieder. Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen, herausgegeben von Konsistorialrat Heinrich Ahlfeld, Professor Dr. Hermann Kretschmar und Paul Stöbe. Es sind 250 Nummern auf 666 Seiten; so weit sich das durchführen ließ, findet sich auf dem linken Blatt in reizend sauberem Druck der Tonsatz, rechts auf dem rechten das zugehörige Wort. Wir kommen auf das Werk noch eingehender zurück, für heute galt es nur eine hoffentlich aber noch rechtzeitige Empfehlung für den Weihnachtstisch. Es ist bei Fr. W. Grunow erschienen und entspricht in seiner prächtigen Ausstattung ganz den in letzter Nummer erwähnten „Sang und Klang," „Balladenschatz" u. s. w. Preis gebunden 7 Mark. R

(Kirchliche Musik) Die Geschichte des Oratoriums von Franz M. Böhme. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Gütersloh, Bertelsmann 1887; Preis 2 Mk. Verfasser ist seiner Aufgabe, eine kurze und allgemein verständliche Geschichte des Oratoriums zu geben, durchaus gerecht geworden. Ohne sich auf speziell wissenschaftliche Untersuchungen oder auf musik-theoretische Betrachtungen näher einzulassen, hat er es verstanden, in leicht faßlicher, anregender und doch dabei sachgemäßer Darstellung die Entwicklung der Oratoriumsmusik in ihren Grundzügen darzulegen. Vor allem muß die innere Wärme und fromme Begeisterung erfreuen, mit der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, und mit der er auch — in seinen Schlußbetrachtungen — für eine bessere Pflege der Oratorienmusik von seiten unsrer modernen Komponisten eintritt. Nicht gefallen kann dabei die Art und Weise, wie er gegen die „ungläubigen, realistisch gesinnten, stümperhaften" Komponisten der Jetztzeit, eben wegen ihrer Vernachlässigung des Oratoriums, eifert. Abgesehen davon, daß solches Aburteilen schon an und für sich bedenklich ist, möchte es doch erst recht gewagt sein, von der Vernachlässigung des Oratorienstils ohne weiteres auf „Ungläubigkeit" und „Gewinnsucht" der neuern Komponisten zu schließen. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser auf diese Polemik lieber verzichtet hätte und dafür etwas näher auf seine neue Idee eines „volkstümlichen Oratoriums" (Darstellung der heiligen Geschichte in lebenden Bildern, verbunden mit Gesängen) eingegangen wäre. Nach seinen kurzen Andeutungen vermögen wir uns kein so rechtes Bild von der Durchführbarkeit der Idee zu machen.

In neuer (dritter) Auflage (besorgt von Friedr. Spitta) liegt die hochbedeutsame Liedersammlung Musica sacra Schoeberleins vor. (Göttingen, Vandenhoek u. Rupprecht; Preis 2,80 Mk.) Das Werk selbst ist mit seinen bekannten Vorzügen, aber auch mit seinen Einseitigkeiten so gut wie unverändert geblieben. Neu hinzugekommen ist nur ein liturgischer Anhang, der von einer ebenfalls im Geiste Schoeberleins und seiner Geschmacksrichtung getroffenen Auswahl zweiundzwanzig liturgische Tonsätze älterer Meister mit begleitenden Erläuterungen enthält. Für Musikverständige bietet dieser Anhang manches Neue und Wertvolle; wir zweifeln aber, ob die meist etwas langatmigen und eintönigen Introitusgesänge wirklich zur Belebung des liturgischen Gottesdienstes geeignet sein werden. Auf jeden Fall dürften die Schwierigkeiten der Einübung und Ausführung nicht durch entsprechenden Erfolg aufgewogen werden. V

(Kleine Missionsschriften) Die Mission ist eine zeitgemäße Sache; das erkennt man neben vielen andern Kennzeichen auch an der Hochflut kleiner volkstümlicher Schriften, die seit einigen Jahren auf dem Büchermarkte eingetreten ist. Es sind nicht mehr die früher beliebten Traktate mit ihrer kindlichen und zuweilen auch schönfärbenden Schreibweise. Man hält sich jetzt mehr an den gesunden Grundsatz: eine Sache, die nicht an sich selbst erbaulich ist, wird es nun und nimmermehr durch fromme Redensarten. Wir freuen uns dessen und begrüßen mit Freuden die schlichte und sachgemäße Art der Behandlung. Die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete sind folgende:

Von den bekannten gelben Heften „Geschichten und Bilder aus der Mission" (herausgegeben von Dr. O. Frick, Halle, Waisenhaus) ist Nr. 8 erschienen. Das bunte Bild stellt den Empfang der Missionare Gordon und Walker in Uganda dar; der einleitende Artikel „Der Glaube und die Mission" rührt von dem Leipziger Missionar G. Stosch in Eudelur her, während Warneck ein herrliches Lebensbild von Dr. L. Krapf, dem Bahnbrecher der ostafrikanischen Mission, und Pfarrer Busse in Flachstöckheim „Bilder aus der elfjährigen Missionsarbeit in Uganda" gegeben hat.

Von der Leipziger Mission, die neuerdings eine überaus dankenswerte litterarische Rührigkeit entfaltet, liegen aus der „Sammlung von Missionsschriften" (Kommission von J. Naumann, Leipzig) die drei ersten Nummern vor: 1. Umschau auf dem Gebiete der evangelisch-lutherischen Mission. 2. Christian Wilhelm Gericke. 3. Die erste tamulische Synode in Tandschaur. Hierzu kommt noch eine neue Reihe kleiner Schriften „Palmzweige aus dem ostindischen Missionsfelde," die den ehemaligen indischen Missionar K. Ihlefeld, jetzt Pastor in Bützow, zum Verfasser haben. Die bisher erschienenen drei Nummern, deren erste uns leider nicht vorliegt, behandeln die Stationen Trankebar und Poreiar im Tamulenlande in anschaulicher und ausführlicher Weise.

Auch der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat den Anfang mit einer hübsch ausgestatteten und

lesenswerten Flugschrift gemacht. Sie hat den Missionar O. Schmiedel in Tokyo zum Verfasser und ist betitelt: Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo. Berlin NW., A. Haack. 50 Pfge.

Unter den Flugschriften des Evangelischen Bundes endlich sind auch zwei neue, die die Mission betreffen. Warneck hat unter dem Titel: Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission drei Heftchen erscheinen lassen, von denen wir die beiden ersten schon früher besprachen. Das dritte unter dem Stichwort: Die römische Geschichtsschreibung liegt jetzt als Nr. 25 der Flugschriften des Evangelischen Bundes vor; Nr. 30 aber rührt aus der Feder des Pfarrers Dr. Bärwinkel in Erfurt her; sie bespricht: Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika.

Für diejenigen unsrer Leser, die sich nach einem guten Flugblatt für die Heidenmission umsehen, empfehlen wir das von Pfarrer Reuter in Somsdorf bei Tharandt verfaßte: Wie sollte ich nicht ein Missionsfreund sein? Der Umstand, daß bereits die vierte Auflage davon nötig geworden ist, spricht am besten zu seinen Gunsten. Es ist zu zwei Pfennige das Stück im Selbstverlage des Verfassers zu haben. P

(Zwei gute Märchenbücher) Ich fange mit dem bescheideneren an: Aus der Jugend — für die Jugend. Märchen von Friedrich Polack. Mit Zeichnungen von Ed. Rancillio. Wittenberg, Herrosé; 324 S.; 2,50 Mark. Mehr Geschichten, Erzählungen, als Märchen, aber neu, gut und unterhaltend zu lesen. Das andre stellt sich in Quart vor und will schon mehr ein Prachtwerk sein, ist es auch: Das Goldene Märchenbuch. Eine Auswahl der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke. Mit hundert Bildern von Carl Gehrts. Herausgegeben von Dieffenbach. Bremen, Heinsius; 208 S.; 6 Mark.

Die Bilder sind wahrhaft künstlerisch erfunden, zum Teil vielleicht nicht ganz mit Rücksicht auf das kindliche Gemüt (zu gruselig, wie z. B. gleich das Bild auf dem Umschlage). Die Märchen sind aus allen bewährten Sammlungen mit feinem pädagogischen Sinn ausgewählt. R

(Aus der Broschürenlitteratur) sind uns unter anderm zugegangen und zu empfehlen: Die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf von E. Cronemeyer (Preis 80 Pfg.) und: Die sittlichen und sozialen Zustände auf dem Lande und die innere Mission von Freiherr E. A. von Göler (Preis 60 Pfg.) Die beiden Broschüren bilden Heft 99 und 101 der längstbewährten und weitverbreiteten „Zeitfragen des christlichen Volkslebens.“ — Einen Weihnachtskatalog versendet die Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin W., Mohrenstraße 27; das Gebiet der Kirchengeschichte für Laien ist darin leider vernachlässigt. — Gustorffs Katalog französischer Bücher in sorgfältiger Auswahl für das deutsche Haus ist auch wieder erschienen und sei von neuem empfohlen. (K. Gustorff, Leipzig). — Das Reformationsbüchlein, Nummer 41 der Sammlung Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, ist in vierter verbesserter Auflage auf dem Markte erschienen (Barmen, Klein; 10 Pfg.). — Im Kampf um die Weltanschauung (Freiburg, Mohr; Preis 1 Mk.) ist bereits in achter Auflage erschienen. — Eine zweite Bearbeitung hat Hermann, Die Gewißheit des Glaubens und die Freiheit der Theologie (ebenda; Preis 1,20 Mk.) gefunden. Wir kommen gelegentlich darauf zurück. — Zur Orientirung über Ritschls Theologie ist erschienen Katzer, Die Bedeutung der „Gemeinschaft“ in der Theologie Ritschls (Leipzig, Zangenberg und Himly; 1,20 Mk.). P G

Zur Beachtung

Um rechtzeitige Erneuerung der Bestellung für das kommende Vierteljahr wird hiermit gebeten. Besonders machen wir die Postabonnenten darauf aufmerksam, daß bei verspäteter Bestellung am Quartalswechsel von der Post die bereits erschienen Nummern des Quartals nur gegen Zahlung von 10 Pfennigen nachgeliefert werden. Gegebenenfalls und bei eintretenden Unregelmäßigkeiten wolle man sich stets ohne Verzug an die betreffende Postanstalt oder Buchhandlung wenden, da die Versendung des Blattes durch die Verlagshandlung in keiner Weise unterbrochen wird, auch stets sämtliche Nummern des Quartals an die Post abgegeben werden. Probenummern und Prospekte stehen zur freundlichen Empfehlung des Blattes jederzeit in beliebiger Anzahl unentgeltlich zur Verfügung. Ebenso nimmt die Verlagshandlung nach wie vor monatliche Probebestellungen an; d. h. sie übernimmt es, gegen Einsendung von fünfzig Pfennigen an die miteingesandte Adresse je vier aufeinander folgende Nummern alsbald nach ihrem Erscheinen unter Beifügung einer entsprechenden Nachricht für den Adressaten zu verschicken. Diese bewährte Einrichtung sei allen Freunden und Förderern unsers Blattes hiermit wiederholt empfohlen.

D V — D H

Quittung

Für Pastor Cronemeyers Heimatskolonie Friedrich-Wilhelmsdorf: 5 Mk. von J B, Quedlinburg.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde bei Marienburg in Westpreußen: 10 Mk. von demselben.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 10 Mk. von demselben.

Für die Gemeinde Nemes Kosztolany in der Slowakei: 6 Mk. von R L, Freiberg; 5 Mk. von F H, Magdeburg.

Für das evangelische Hospital in Jerusalem: 1 Mk. von H in S.

Für das Aussätzigenasyl in Jerusalem: 50 Pfg. von demselben.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk

Geschmackvolle Ausstattung. — Soeben erschien — Billiger Preis.

im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig:

Aus Geschichte und Kunst des Christentums

Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder

von

Dr. Adolf Hasenclever,

Pastor zu St. Andreas in Braunschweig

Erste Reihe.

Preis 2 Mk., gut gebunden 3 Mk., Liebhaberausgabe 3 Mk.; in feinem Halbfranzband 5 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen freie Einsendung des Betrags von der Verlagshandlung.

Anzeige

Unter dem Titel **„Lebensworte aus Gottes Wort“** erscheint soeben im Brecklumer Verlag ein Erbauungsbuch zusammengestellt aus Abschnitten der heiligen Schrift auf 416 Seiten. Obwohl an Erbauungsbüchern kein Mangel ist, begrüßen wir doch dieses neue mit Freuden. Neu ist es nicht in dem Sinne, daß es die große Zahl der varhandnen zum Teil vortrefflichen Andachtsbücher um eins vermehrt, sondern weil es einen neuen Grundsatz vertritt. Warum wird so wenig in der heiligen Schrift gelesen? beginnt die Vorrede. Ja warum wird selbst in frommen Christenhäusern von dem durch unsern Luther uns erkämpften Recht im teuren Gotteswort, dem Buch der Bücher, selbst zu lesen, so wenig Gebrauch gemacht? Aus dem einfachen Grunde, weil man so viel über die heilge Schrift zu lesen hat und liest; und je bequemer die Erbauungsbücher das jedes Mal Gewünschte an die Hand geben, destomehr sind sie für die häusliche Andacht an die Stelle der allerdings für diesen Zweck weniger übersichtlichen heiligen Schrift getreten. Hier liegt offenbar eine Gefahr, die heilige Schrift, die lautere Quelle, droht selbst gläubigen Christen mehr und mehr fremd zu werden. Dieser Gefahr der Entfremdung vorzubeugen, dürfte das vorliegende Erbauungsbuch wohlgeeignet sein. Dasselbe bietet in den Abschnitten I das menschliche Leben A. Freudenzeiten B. Leidenszeiten; II das Kirchenjahr und die kirchlichen Feste sowie im Anhang: die Bereitung zum Tisch des Herrn, der Seele in Worten der heiligen Schrift das, was sie an Lehre, Licht, Ermahnung und Trost zu gegebener Zeit bedarf. Wer es erfahreu hat, von welchem Segen für das Herz ein kurzer kerniger Spruch zu sein pflegt, dem wird neben den längern Bibelabschnitten die große Zahl solcher Sprüche willkommen sein. Wir frenen uns dieser durch gemeinsame Arbeit dreier Amtsbrüder hergestellten Gabe und wünschen ihr Eingang in viele Häuser der Christenheit; besonders für den Weihnachtstisch sei das Werk empfohlen. Der Preis — 2 Mk. 50 Pfg. — ist niedrig gestellt.

Holstein — P R

Herzogs Real-Encyklopädie

(Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, Leipzig 1888)

18 Bände, vollständig und wie neu ist zu verkaufen für 110 Mark.
Gefl. Offerten unter G. G. in der Expedition dieses Blattes.

Gesucht werden durch die Verlagshandlung das 1. und 2. Vierteljahr laufenden Jahrganges, für die beide zusammen 2 Mark geboten werden.

Ev. Abendmahls-Hostien

Fabrikat und Prägung unübertroffen schön, versendet 5000 Stück verpackt in 10 sauberen Holzschachteln für 6 Mark franko.

Julius Hunger, Königsee, Thür.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je 1 litterarische Beilage von Friedr. Schulze in Berlin und Hirt & Sohn in Leipzig